AUFSÄTZE ... AUS DEM GEBIETHE DER...

J ..... G ..... Faber





Aufsätze

nützlichen und angenehmen Inhalts

aus

dem Gebiethe

der

Natur- Menschen- und Völkerkunde.

Von

J. G. Faber.



Erster Band.

Grätz,

gedruckt und verlegt bey Joh. Andreas Kienreich

1819.



Inhalt.

Seite.

1. Außerordentliche Körperstärke 1
2. Merkwürdiger Kampf mit einem Bären 5
3. Geschichte des Handkusses 7
4. Tolle Operpracht 10
5. Seltene Naturerscheinung 11
6. Ein merkwürdiger Mann, stark und fruchtbar 13
7. Einige Nachrichten über das mittägliche Amerika —
8. Wann soll ein am 29. Februar Geborner seinen Geburtstag feyern? 19
9. Entstehung des Wortes: Petit-Maitre 23
10. Merkwürdiges Testament des am 23. Januar 1785 im 88sten Jahre seines Alters verstorbenen ältesten Advocaten zu Nürnberg, Herrn D. Joh. Ephr. Deneufville, der nie verheirathet, aber stets ein großer Freund von Katzen gewesen ist 24
11. Erzbischöflicher Schmaus 26
12. Das Krokodill-Thal 27
13. Ursprung der Benennung: Heller 29
14. Feine Spinnerey 30
15. Ein sonderbares Testament 31
16. Der Russe und sein Pferd 32
17. Geschichte des Glases 33
18. Der Persische Pillau. Ein Probestück orientalischer Kochkunst 53
19. Ein Europäischer Wilder 55
20. Geschichte des blauen Montags 56
21. Maßstab der modischen und häuslichen Bedürfnisse zu Anfange des XVII. Jahrhunderts in Deutschland 59
22. Einkünfte eines Französischen Hof-Zahnarztes bis ins Jahr 1789 61
23. Geschichte der Flintensteine 63
24. Kampf eines Matrosen mit einem Hayfische 75
25. Der Ambra 78

Seite.

26. Feyerlichkeiten der gerichtlichen Zweykämpfe zwischen Edeln und Herren, nach dem Kampfgesetze Philipps des Schönen, vom Jahre 1306 81
27. Das Federharz 91
28. Zwey merkwürdige Automate 93
29. Erste Ertheilung der Grafenwürde in Spanien 95
30. Die Wasserfälle bey Trollhätta —
31. Der Smum oder Samiel 106
32. Der Dattelbaum 108
33. Die Mamelucken 110
34. Sonderbare Lobrede 114
35. Eigenheiten der Neger 115
36. Das menschliche Haar 116
37. Cultur des Haar- und Bartwuchses bey den Germanischen Völkern 120
38. Hohes Alter 134
39. Der Wundarzt und der Hund 136
40. Religion der Congo-Neger —
41. Schlimmes Loos der Gemahle von den Prinzessinnen in Congo 141
42. Die Uskoken 144
43. Die Wasserprobe, ein abergläubiges Entdeckungsmittel der Hexerey 145
44. Die ewige Trauer 155
45. Merkwürdige Phänomene des Meeres und des Himmels in den nördlichen Polargegenden 157
46. Die Gauderios 169
47. Hochzeitgebräuche auf Java 172

1.

Außerordentliche Körperstärke.

Die Gazette de Santé vom Jahre 1805 erzählt von der wunderbaren Stärke des Herrn Lemaitre, eines gebornen Schweizers, der sich damahls als ein achtzigjähriger Mann zu Chateaudun im Departement Eure und Loir aufhielt. Man würde die erzählten Thatsachen für Mährchen halten, wenn es nicht Tausende von Personen gäbe, die sie bezeugten.

Als ein neuer Milo trug er ein Cavalleristenpferd mehrere Schritte auf dem Marktplatze zu Chartres fort. So wie jener Krotoniate hielt er in seiner Jugend eine mit zwey starke Pferden bespannte, im vollen Trotte fahrende Kutsche mitten im Laufe auf. Mit einem Finger zog er 12 Dragoner, die er sich mit Sacktüchern anband, wohin er wollte, und hielt sich mitten unter ihnen durch stille Festigkeit aufrecht, als er sie alle gegen sich arbeiten ließ, um ihn niederzubringen. Eben so gewandt als tapfer wurde er bey einem Aufstande zu Versailles gebethen, zu helfen; er erlief einen Französischen Gardisten, der für den schnellsten des Regiments galt, und tödtete ihn durch bloße Auf=

legung der Hand. Während der Revolution kam er ins Gefängniß, und als ein neuer Simson trug er das Thor seines Gefängnisses vor das revolutionäre Comite und erhält dadurch seine Freyheit. Er widmete sich hierauf der Loslassung seiner Gefährten im Unglücke. Bentabule durchzog damahls das Departement Eure und Loir, und hatte uneingeschränkte Vollmacht. Lemaitre wurde davon unterrichtet, nahm die Post, und erreichte ihn mitten auf der Fahrstraße, wo seine Kutsche bis an die Achse im Kothe stak. Lemaitre kriecht unter die Kutsche, hebt sie auf, zieht sie aus dem Kothe, bittet sich für diesen Dienst die Freyheit seiner Mitgefangenen aus, und erhält sie. Bey einer Feuersbrunst zu Chateaudun sollten Pferde eine Wand einreissen; sie zogen aber vergebens nach allen Richtungen daran. Lemaitre spannt sie ab, zieht selbst, die Wand geht los, und die Verbreitung des Feuers ist gehemmt. Bey einem Volksaufstande wegen des Getreides wollten die Aufrührer die Ortsobrigkeit, zu der er mit gehörte, hängen. Lemaitre erscheint ganz kaltblütig, arbeitet sich in den Haufen der Aufrührer hinein, und wirft auf jede Hand voll zwölf der ärgsten Aufrührer um. Nationalgarden wollen ihn in seiner Wohnung beleidigen, und schon sind ihre Säbel gezogen. Er hebt den Wildesten in die Höhe, haut wie mit einer Keile die andern damit, und bringt sie so ganz kaltblütig zur Raison. Noch vor acht Jahren trug er auf der Wade eines hinaufgezogenen Fußes drey Männer, und hub mit ausgestrecktem Arme einen Grenadier beym Gurt in die Höhe. Man würde

nicht zu Ende kommen, wenn man alle seine Thaten der Art erzählen wollte. Seine Gestalt ist ganz athletisch. —

Aehnliche Beyspiele gibt es auch in Deutschland, von welchen wir eine anführen wollen. Im Jahre 1790 starb zu Tundern der Mairer Jobst Heinrich Meier, der wegen seiner Stärke berühmt war. Seit Jahrhunderten war unter seinem Lande her ein schiffbarer Strom der Weser gegangen. Meier mißgönnte dem Strome dieses entbehrliche Ruhebette, und fing an es auszudämmen, nicht mit Pfählen, sondern mit Bäumen, und dämmte und kämpfte so lange gegen den Strom, bis dieser, des Widerstandes müde, seine alte Besitzung verließ, und seinem Ueberwinder einen Platz von drey Morgen Land zum schönsten Wiesewuchse einräumte. — Meier hatte in seinen jüngern Jahren, da er als Reiter unter dem kurhannöverischen Leibregimente diente, einen Haufen Preußischer Werber aus einem Wirthshause geschlagen, und mußte zur Strafe dafür in Hameln, wo der Stab seines Regiments lag, einige Stunden am Pfahle stehen. Hier ward er durstig; sich Getränke an den Pfahl bringen zu lassen, schien ihm zu weitläuftig. Er zog also den Pfahl heraus, nahm ihn auf die Schulter, und ging damit selbst zum Ordonnanzhause, wo Getränke zu haben war. Sein General sah ihn hier, und rief: „Meier, was machest du für Streiche!" — „Ich stehe am Pfahle antwortete er;" „wenn es aber auf diese Art nicht gilt, so weiß ich, wo ich ihn bekommen habe." Er ging zurück, steckte den Pfahl wieder

ein, und trat in seine gehörige Stellung. — Einst both ihm ein Jude mit großen Lobpreisungen ein sechzehn Hand hohes Pferd zum verkaufen an. Meier fand es für seine Größe zu klein, und nannte es einen Beutel. Der Jude sagte: „nun wenn ihrs dafür tragt, soll es euer seyn.“ Geschwind nahm Meier das Pferd auf die Schulter, und trug es einige Schritte fort. — Bey einem stark gemessenen Malter Bohnen behaupteten einige, das könnte kein Mensch tragen. Meier sagte: „setzet ein Maß Branntwein, und ich nehme es (nähmlich die Last) in einem Scheffel stehend auf, lasse einen Kerl oben darauf sitzen, und gehe damit spazieren.“ Man nahm die Wette an, und er gewann sie. — So stark dieser Mann war, so bescheiden war er und höflich.

Zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts lebte im Mecklenburgischen ein Herr von Litzow. Er konnte nicht nur seine Finger in Geld eindrücken, sondern warf auch einen Speciesthaler nach dem andern in die Eichen, daß sie kein Mensch mit den Fingern wieder herausziehen konnte. Seine Tochter konnte einen starken Mann bey der Brust ergreifen, und mit steifem Arme schwebend eine Zeit lang in die Höse halten.

Vom Könige in Pohlen und Kurfürst in Sachsen, Friedrich August, ist bekannt, daß er Hufeisen mit der Hand zerbrach, Ochsen auf Einem Hiebe den Kopf herunter hieb, starke silberne Teller wie Papier zusammen rollte, und silberne Becher so stark drückte, daß der Wein nach der Decke hinauf spritzte.

2.

Merkwürdiger Kampf mit einem Bären.

Eine Amerikanische Zeitung vom Jahre 1805 enthielt folgende Erzählung eines merkwürdigen Bärenkampfes.

Ein achtungswerther Mann aus Cayuga, zwischen den Seen Seneca und Cayuga, erzählt, daß ein Herr Wayberne, ein dasiger Landeigenthümer, an einem Nachmittage in die Wälder ging, seine Pferde aufzusuchen, wobey er eine geladene Flinte trug. Als er wieder nach Hause ging, eine Stunde ungefähr vor dem Einbruche der Nacht, sah er einen großen Bären quer über den Weg laufen. Er feuerte auf ihn, der Bär fiel, machte sich jedoch sogleich wieder auf die Beine, und lief auf ein Thal zu. Wayborne folgte der blutigen Spur, aber weil die Nacht eintrat, und er ihn am nächsten Morgen todt zu finden hoffte, ging er nach Hause. Kurz vor Tagsanbruch ging Wayborne, mit einer Heugabel und einer Axt bewaffnet, zur Aufsuchung des Bären aus, und nahm seinen eilfjährigen Sohn mit. Er fand den Bären munter unter einer Klippe bey einem Wasserfalle sitzen, wo sich ein 6 bis 8 Schuhe breites Wasser 80 bis 90 Fuß hoch in einem ungebrochenen Strome herabstürzt, einen See bildet, und dann zwischen Gestrüpp sich fortschlängelt. Der Bär beobachtete alle Bewegungen seines Feindes. Wayborne ließ seinen Sohn stehen, wo er war, und stieg mit der Heugabel in die Tiefe hinab, um das Thier von

unten anzugreifen. Der Bär behielt seine Stellung, bis Wayborne 6 oder 7 Schuhe nahe war, und so eben mit der Heugabel einen Stoß thun wollte. Hier sprang das Thier auf ihn zu, umklammerte ihn, und so rollten beyde eine Höhe von wenigstens 20 bis 25 Fuß hinab gegen den See zu; der Bär biß auf den linken Arm und die linke Brust seines Gegners zu, und drückte ihn außer dem zum Ersticken. Mittelst großer Anstrengung arbeitete Wayborne seine rechte Hand in den Rachen des Bären, und suchte ihn zu ersticken; aber noch einmahl stürzte sich der Bär mit ihm eine noch größere Höhe herab durch die Gebüsche in den See selbst. Als er hier fand, daß der Bär ihn bald überwinden würde, so strengte er verzweiflungsvoll seine Kräfte noch einmahl an, und arbeitete den Kopf des Bären unter das Wasser hinab. Durch fortgesetzte Anstrengung schwächte er auf diese Art das Thier so, daß er seinen Sohn, der über den Kampf des Vaters ganz außer Fassung gekommen war, mit der Axt herbeyrufen konnte. Durch wiederhohlte Hiebe spaltete er endlich das Hirn des Bären. Wayborne ist ein starker muskulöser Mann, und doch kroch er gleichsam und nur mit der größten Mühe nach Hause, so hatte ihn der Kampf angegriffen — und lag nun drey Wochen an seinen Wunden darnieder; denn sein Arm und seine Brust waren ganz zerfleischt. Der Bär wog 420 Pfund.

3.

Geschichte des Handkusses.

Der Handkuß war in den ältesten Zeiten Religionsgebrauch; man grüßte Sonne, Mond und Sterne, indem man seine Hand küßte. Die alten Indier warfen sich vor der Sonne nieder, und führten ihre Hand zum Munde. Lucian, wenn er der prächtigen Opfer erwähnt, welche die reichen Griechen den Göttern brachten, setzt hinzu, daß sich die Armen begnügten, ihre Anbethung durch Handküsse zu erkennen zu geben. Von den Griechen ging dieser Gebrauch zu den Römern über. Plinius erwähnt seiner, als einer von jenen alten Gewohnheiten, von denen man weder Grund noch Ursprung anzugeben weiß. Ein Freygeist der damahligen Zeiten wurde als ein Gotteslaugner ausgeschriern, weil er vor einer Bildsäule vorbeygegangen war, ohne die Ceremonie des Handkusses zu beobachten Wenn uns ein alter Schriftsteller die Schönheit der berühmten Psyche recht lebhaft schildern will, so sagt er: man sey bey ihrem Anblicke gereitzt gewesen, sie als Venus mit einem Kusse auf die rechte Hand, und dem Zeigefinger auf den ausgestreckten Daumen gedrückt, zu ehren; denn alle diese Handküsse geschahen mit der rechten Hand. Als das Christenthum die Religion der Heiden und ihre Gebräuche verdrängte, behielten die Bischöfe und die Vornehmsten der Geistlichkeit den Handkuß lange als eine Ehrenbezeigung bey, auf welche sie Anspruch machten. Sie pfleg-

ten denen, welche ihnen in ihren Kirchenverrichtungen und am Altare aufwarteten, die Hand zum Kusse zu reichen. Im gemeinen Leben ist die Sitte des Handkusses älter, als alle andere Gebräuche, ja wenn es wahr ist, daß die Geberdensprache älter als Worte und Schriftzüge war, auch älter als diese. Salomo sagt von den Schmeichlern seiner Zeit, daß sie nicht müde würden, die Hände ihrer Gönner zu küssen, bis sie ihren Zweck erreichet hätten.

Priam küßte Achilles Hände, als er ihn um Hektors Leichnam bath. Diese Höflichkeit war auch in Rom und in Wälschland üblich, wo sie aber verschiedenen Veränderungen unterworfen blieb. In den ersten Zeiten der Republik scheint sie nur von Untergebenen ihren Obern erwiesen worden zu seyn; freye Leute gaben sich die Hände, und umarmten sich. Die Liebe zur Freyheit ging sogar in der Folge der Zeit so weit, daß selbst Soldaten sich nicht gern dieser Pflicht gegen ihren Feldherrn entledigten; man betrachtet deßwegen als etwas ganz Außerordentliches die Handlung der Soldaten von Catos Heere, die ihm alle die Hand küßten, als er genöthiget war, das Commando niederzulegen. In der Folge dachten die Römer nicht mehr so strenge über diesen Punct. Bey dem ersten Ansehen, in welches sich die Tribunen, Consuln, Dictatoren zu setzen wußten, sahen sich die Privatpersonen gezwungen, ihnen auf eine demüthigere und ehrfurchtsvollere Art zu begegnen; statt der vorigen gewöhnlichen Umarmungen schätzten sie sich schon sehr glücklich, wenn sie

zum Handkusse zugelassen wurden, welches accedere ad manum „der Hand sich nähern" hieß. Unter den Kaisern wurde der Handkuß selbst für die Großen zu einem sehr wesentlichen unentbehrlichen Stücke des Ceremoniels. Die Hofleute von einem niedern Range mußten auf ihre Knie fallen, den Saum der Kleidung des Kaisers mit der rechten Hand berühren, und dann diese Hand zum Zeichen der Anbethung gegen ihren Mund führen. In der Folge wurde diese Ehre selbst nur den Consuln und ersten Staatsbedienten zugestanden. Die andern blieben in der Ferne und grüßten den Kaiser mit einem zugeworfenen Handkusse, auf eben die Art, wie man die Götter zu grüßen pflegte.

Es würde zu weitläuftig seyn, wenn man diesem Gebrauche auch in andern Zeitaltern und Ländern und bey andern Völkern nachspüren wollte; genug daß man ihn überall antrifft. Cortez fand ihn sogar in Mexiko. Tausend Große des Reichs kamen ihm entgegen, ihn zu grüßen, indem sie mit der Hand die Erde berührten, und dann die Hand zum Munde brachten. Der Handkuß ist noch in unsern Tagen an den meisten Höfen ein Punct der Etikette. Im gemeinen Leben hat aber seine Gewohnheit außer in einigen Provinzen des Oberdeutschlands und Böhmen, sehr abgenommen, und man würde es als eine kriechende Niedrigkeit auslegen, wenn man einem andern in Gesellschaft die Hand küssen wollte. Ohne das schöne Geschlecht würde vielleicht in vielen Ländern diese Sitte gar nicht mehr existiren.

4.

Tolle Opernpracht.

Im Jahre 1680 wurde zu Padua im Venetianischen die von Foreschi gesetzte Oper: Berenice aufgeführt. Hier gab nicht bloß Musik und Dichtkunst, sondern auch die Tanzkunst, die Mahlerey, die Verzierungskunst, ja selbst die Zauberey und die übermüthigste Pracht des Fest.

Es waren drey Chöre von 100 Jungfrauen, Chöre von 100 Soldaten, von 100 geharnischten und gewapneten Männern zu Pferde. Die Musik wurde durch 40 blasende Jäger und 6 Trompeter zu Pferde verstärkt; ferner durch 6 Trommeln, 6 Hackebreter, 6 große Flöten, 6 herumstreifende Musiker, die Türkische Instrumente spielten, 6 Octavflöten, 6 Cymbalisten. Außer den Hauptpersonen waren unzählig viel stumme Nebenpersonen zu Aufzügen u. s. w. Fähnriche, Edelknaben, Jäger, Stallknechte, Kutscher, zwey Löwen von Türken geführt, zwey Elephanten unter eben solcher Begleitung; Berenicens Triumphwagen von 6 Pferden gezogen, 6 andere Wagen mit Gefangenen und Beute, jeder mit 12 Pferden, und 6 andere Kutschen im Zuge. Unter den Vorstellungen des ersten Acts bemerkte man eine sehr große Ebene mit 2 Triumphbogen; eine andere mit Zelten und Pavillons, einen Wald zur Jagd; einen großen Marktplatz, über welchen der Triumphzug ging. Im zweyten Acte sah man die königlichen Wohnungen in Berenicens Tempel der Rache;

einen geräumigen Hof und einen bedeckten Gang, durch welchen die Kutschen ihren Zug nahmen. Im dritten Acte war der königliche Speisesaal mit allem Zubehör, ein Seitengang mit Gemählden, ein großer Pallast im Hintergrunde, und vor allen (o des musikalischen Gedankens!) der königliche Marstall mit hundert lebendigen Pferden.

Am Ende des ersten Acts hörte und sah man eine wirkliche Jagdpartie auf der Bühne, worin wilde Schweine, ein Hirsch, Rehe und Bären gehetzt wurden. Ein fürstliches Schauspiel! Zum Beschlusse senkte sich eine ungeheure Kugel vom Himmel herab, welche sich aufthat, und sechs andere große Kugeln ans Licht brachte, die in der Luft schweben blieben, und auf welchen die Zeit, die Fama, die Ehre, der Adel, die Tugend und der Ruhm leibhaftig saßen.

5.

Seltene Naturerscheinung.

Bey dem, anderthalb Stunden von Laasphe gelegenen Orte, Hesselbach ereignete sich am 4. September 1809, Nachmittags, bey großer Windstille, folgende Naturbegebenheit. Ueber dem nordöstlich liegenden hohen Gerhardsberge zeigte sich eine große schwarze Wolke, und in derselben ein bedeutender, heller, weißer Fleck, welcher gewunden, in der Mitte feurig war, sich schnell bis zur Erde verlängerte, und hernach auf 60 bis 80

Schritte sich ausbreitete. In diesem Umfange nahm das Phänomen mit Schlägen und schauerlichem Toben, mit Rauch und Feuer seine Richtung in der Geschwindigkeit, daß ein hurtig gehender Mann folgen konnte, nach dem obengenannten Orte, zog solchem nordöstlich und in geringer Entfernung vorbey, und über einen Berg nach dem eine Viertelstunde entfernten Fischelbach, von welchem er sich ganz nahe, nach kurz auf einander folgenden Schlägen vertheilte. Die Entdeckung des Phänomens machte auf die Einwohner Hesselbachs einen schrecklichen Eindruck. Die zu Hause befindlichen eilten theils ins Freye, und die im Felde arbeitenden nach Hause.

Zwey Frauensleute, die der Richtung des Meteors nicht entgehen konnten, warfen sich auf den Boden, und wurden mit Sand und Erde bedeckt; zwey Kinder wurden, ohne sonderliche Beschädigung, aufgehoben und wieder niedergeschläudert, ein Karren mit Frucht umgeworfen, alle Garben, bis auf einige, weggeschläudert; sogar Fruchthaufen, die von der Richtung des Meteors zehn Schritte abstanden, eilten, wie lebendig, in seine Strömung, und wurden vertilgt. Vögel sah man mit ängstlichem Geschreye angezogen, von denen nichts wieder, als zurückkommende Federn zum Vorscheine kamen. Die Einwohner Fischelbachs glaubten, das Dorf ihrer Nachbarn stehe im Feuer, und wollten ihnen zu Hülfe eilen; als sie aber den vorliegenden Berg erstiegen, sahen sie, daß das schreckende Meteor auf sie zukam, und sie eilten deßwegen nach ihrer Wohnung in Angst zurück. —

Am nähmlichen Tage waren überall über die hiesigen Gebirge Gewitter aufgezogen, und um dieselbe Zeit regnete es, einem Wolkenbruche ähnlich zu Wiesenbach, südwestlich und 2 Stunden von Fischelbach abgelegen; die Fluth nahm Wagen und einiges Vieh mit, und verdarb die Felder. Nordwestlich aber hagelte es zu Lindenfeld, Heiligenborn, Volkholz, Großenbach, Welschengehän und Erntebrück, wodurch die noch stehenden Früchte mehr oder minder beschädigt wurden.

6.

Ein merkwürdiger Mann, stark und fruchtbar.

Thunberg, ein Schwedischer Gelehrter, berichtet in der Beschreibung seiner Reise ins innere Afrika, er habe den berühmten Colonisten Bota besucht, einen Mann, der 199 lebendige Kinder und Kindeskinder hatte, der siegreich mit einem Löwen kämpfte, und 22 Elephanten an Einem Tage erlegte.

7.

Einige Nachrichten über das mittägliche Amerika.

Interessant sind die Nachrichten, welche Herr Azara, in seinen Reisen in das mittägliche Ame=

rika, uns von den Spanischen Ansiedlern und den Mulatten gibt. Sie bilden einen auffallenden Contrast mit den Begriffen, die uns Herr von Humbold von Mexiko und Peru beygebracht hat. In der Stadt Mexiko steht die Spanische Nation auf dem höchsten Puncte der Civilisation; in dieser Colonie herrscht mehr Aufklärung und weniger Sittenverderbniß, als in Spanien. Lama stellt in Rücksicht der Wissenschaften nur lobenswürdige Anfänge dar. Selbst in Ansehung des Luxus und der schönen Künste steht diese Hauptstadt unter Mexiko; doch ist sie noch eine beynahe Europäische Stadt. Havanna steht in gleichem Range; aber die meisten übrigen Städte des Spanischen Amerika tragen noch die Spuren des Zeitalters ihrer Erbauung an sich; ihre Einwohner behalten noch zum Theile die Rauhigkeit, die Einfalt, die abergläubischen Begriffe, und den indolenten Charakter bey, die bey den ersten Eroberern auf eine so sonderbare Art sich mit der Tapferkeit, mit dem Geschmacke an Abenteuern und dem Golddurste verbanden.

Buenos Ayres biethet, trotz seiner prächtigen Gebäude, keineswegs das Bild Europäischen Sitten dar. Zwar halten sich die hiesigen Spanier für eine weit höhere Kaste, als die der Indianer, der Negër und der Farbigen; aber unter diesen Spaniern selbst herrscht die vollkommenste Gleichheit ohne Unterschied von Adeligen oder Bürgerlichen. Man kennt bey ihnen weder Lehen, noch Lehensverfassungen, noch Majorate. Die einzige vorhandene Auszeichnung ist bloß persönlich, und bezieht sich nur auf die Verwaltung öffentlicher Aem-

ter, auf das größere oder geringere Vermögen, oder auf den Ruf von Talenten und von Rechtschaffenheit. Zwar rühmen sich einige unter ihnen ihrer Abkunft von den Eroberern Amerikas, von den Anführern, oder selbst von den gemeinen Soldaten; aber sie sind deßwegen nicht mehr geachtet, und bey Gelegenheit heirathen sie die erste beste Frau, wofern sie nur Geld hat, ohne sich darum zu bekümmern, was sie vorher war. „Sie hegen einen solchen Begriff von ihrer Gleichheit, sagt Herr Azara, daß ich glaube, daß, wenn auch der König einigen Particulieren Adelsbriefe ertheilte, doch niemand sie als adelig betrachten, und sie nicht mehr Vorzüge oder Dienstleistungen, als Andere, erhalten würden." Aus dem nähmlichen Grundsatze der Gleichheit will in den Städten kein Weißer einem andern dienen, und der Unterkönig selbst kann keinen Spanischen Kutscher oder Bedienten bekommen. Daher ist jedermann genöthiget, Neger, farbige Leute oder Indianer zu brauchen.

Die Gesetze, sagt Herr Azara, stehen in dem Gouvernement von Buenos Ayres in geringem Ansehen, und doch, setzt er in einer andern Stelle hinzu, sind die Advocaten dort zahlreich und geachtet. Weit entfernt, mit einander im Widerspruche zu stehen, lassen sich diese beyden Bemerkungen sehr wohl mit einander vereinigen, dieß ist genau derselbe Fall, wie in den vereinigten Staaten. Nirgend fühlt man weniger den Zwang der Gesetze, aber auch nirgend mehr das Drückende des Einflusses der Raubsucht und der Treulosigkeit

der Rechtsgelehrten. Selbst, wenn man sich tief in den unangebautesten Provinzen niederläßt, kann man Prozesse über den rechtmäßigen Besitz nicht vermeiden. Zu Buenos Ayres zeichnen sich die Advocaten durch ihren blinden Haß gegen die Europäischen Spanier aus, und machen mit betriegerischen Bankerottmachern gemeinschaftliche Sache.

Außer den Advocaten leidet die Stadt Buenos Ayres von der Geißel der Spielsucht, einer Leidenschaft, die den Creolen, oder den von Europäischen Aeltern in Amerika Erzeugten, angeboren zu seyn scheint, und die in der That bey Leuten sehr natürlich ist, die bey der Beschäftigung ihr Glück zu machen, doch viel Zeit übrig und wenig Mittel haben, sich diese auf eine edlere Art zu vertreiben.

In dem Gouvernement von Buenos Ayres gibt es nur fünf bis sechs Städte, die das Bild einer vereinten und civilisirten Gesellschaft darbiethen. Das, was man hier Dörfer oder Landgemeinden nennt, sind vielmehr große Bezirke, mit einigen Meiereyen besetzt, und mit einer Kirche in der Mitte, neben welcher der Pfarrer, der Hufschmied, der Würzkrämer und der Schenkwirth wohnen. In der Provinz Paraquay spricht man nicht einmahl Spanisch auf dem Lande.

Die Hirten, die beynahe die ganze Provinz Buenos Ayres inne haben, leben wilder, als die Kalmuken. Da ihre Hütten 4, 10 und zuweilen gar 30 Meilen von einander entfernt sind, so sind die Kapellen oder Kirchen nicht in großer Anzahl; folglich gehen sie nur selten oder niemahls

zur

zur Messe. Finden sie sich dabey ein, so halten sie mit ihren Pferden außer der Kirche. Oft taufen sie ihre Kinder selbst, und zuweilen verschieben sie sogar diese Ceremonie bis zum Zeitpuncte ihrer Heirath, weil sie dazu nothwendig erfordert wird. Herr Azara wurde zuweilen gebethen, ihre Kinder zu taufen, die sie ihm, in der Ebene zu Pferde galoppirend, zeigten. Indessen tragen sie alle ein heftiges Verlangen nach dem Begräbnisse in geweihter Erde, und die Anverwandten und Freunde ermangeln nicht, den Verstorbenen diesen Liebesdienst zu erzeigen. Da aber einige unter ihnen von den Kirchen sehr weit entfernt sind, so lassen sie gewöhnlich die Leichen auf den Feldern verwesen, nachdem sie selbe mit Steinen oder Baumzweigen bedeckt haben, ohne sie zu begraben; und wenn nichts mehr, als die Knochen übrig ist, tragen sie diese zum Pfarrer, um sie zur Erde bestatten zu lassen. Andere zerstücken die Leichen, lösen das Fleisch von den Knochen ab, und tragen diese zum Pfarrer. Beträgt die Entfernung nicht über 20 Meilen, so kleiden sie den Todten an, als ob er noch am Leben wäre, setzen ihn aufs Pferd, die Füße in den Steigbügeln, und unterstützen ihn mit zwey in Form eines Andreaskreuzes zusammengeschlagenen Stöcken, so daß man dem Ansehen nach glauben sollte, er wäre noch am Leben, und so bringen sie ihn zum Pfarrer.

Außer den Hirten gibt es in diesen Ebenen noch eine Menge Menschen, die durchaus weder arbeiten, noch auf irgend eine Art, oder um irgend einen Preis andern dienen wollen. Herrn Azara

begegneten mehrere derselben, die beynahe nackt waren, und wenn er sie fragte, ob sie bey ihm in Dienste treten wollten, um seine Pferde zu warten, oder dieß und jenes zu verrichten, gaben sie ihm mit der größten Kaltblütigkeit von der Welt zur Antwort: „ich suche auch jemanden, der mir dienen will; wollen Sie das?“ — „Hast du Geld mich zu bezahlen?“ versetzte er. — „Keinen Häller,“ erwiederte jener; „aber ich fragte nur um zu hören, ob Sie irgend Lust hätten, mir umsonst zu dienen.“ Diese Leute sind fast alle Räuber; sie rauben sogar Weiber. Diese führen sie tief in die öden Wälder, wo sie ihnen eine kleine Hütte erbauen, und sie mit dem Fleische der wilden Kühe ernähren, die es in der Gegend gibt. Sind ihnen die Kleidungsstücke ganz ausgegangen, oder drückt sie sonst ein dringendes Bedürfniß, so macht sich der Mann allein auf den Weg, um Pferde auf den Spanischen Weiden zu stehlen. Diese verkauft er in Brasilien, und bringt von da seinen Bedarf mit. Herr Azara hat mehrere dieser Räuber entdeckt und in Verhaft genommen, und die von ihnen geraubten Weiber wieder gefunden. Eines dieser Weiber, eine junge und hübsche Spanierinn, die seit 10 Jahren mit dieser Gattung von Leuten lebte, wollte zu ihren Aeltern nicht zurück kehren, und sah mit Kummer, daß Herr Azara sie ins väterliche Haus zurückführte. Sie erzählte ihm, sie wäre von einem, Nahmens Cuenca, entführt worden, der von einem Andern getödtet wurde; dieser wäre von einem Dritten getödtet worden, welcher von einem Vierten, ihrem letzten Manne,

gleiches Schicksal erfahren hätte. Wenn sie den Nahmen dieses Cuenca nannte, weinte sie jedes Mahl, und sagte, er sey der erste der Männer gewesen, und seine Geburt müßte seiner Mutter das Leben gekostet haben, damit er der einzige in der Welt wäre.

8.

Wann soll ein am 29. Februar Geborner seinen Geburtstag feyern?

Der Mensch wird zwar an einem gewissen Tage, an einem gewissen Datum geboren, allein sein Eintritt in die Welt, sein erster Athemzug ist das Werk eines Augenblicks. In diesen Punct von Zeit steht die Sonne in einem gewissen Puncte der Ekliptik. Er wird also genau ein Jahr alt seyn, wenn die Sonne das nächste Mahl wieder in demselben Puncte der Ekliptik steht, und der bürgerliche Tag, in welchen jener Zeitpunct fällt, ist der Geburtstag des Menschen im eigentlichen Verstande, er heisse nun übrigens im Kalender, wie er wolle. Die Aufgabe: wann soll ich meinen Geburtstag feyern, wenn ich am 29. Februar geboren bin? wird also auf folgende Weise vollkommen aufgelöset werden:

1) Laß dir die Secunde, Minute, oder die Stunde deiner Geburt sagen, oder nimm den Tag aus dem Kirchenbuche; weil du aber doch nicht den ganzen Tag über geboren worden bist, so mußt du im letzten Falle etwas Bestimmtes

annehmen, z. B. die Mitte des Tages, also Mittags um zwölf.

2) Suche in einem astronomischen Kalender für das Jahr deiner Geburt den Ort der Sonne (ihre Länge:) für diesen Zeitpunct.

3) Suche ebenfalls im Kalender von dem Jahre da du deinen Geburtstag feyern willst, den Tag, da die Sonne genau dieselbe Länge hat; dieser Tag ist dein Geburtstag, er heisse nun, wie er wolle. Wenn du so verfährst, so wirst du etwas bemerken, das dich frappiren wird, vorausgesetzt, daß du von der Sache, wovon hier die Rede ist, gar nichts verstehst, nähmlich daß du, wenn du auch an jedem andern Tage, z. B. den 1. May geboren wärest, du dennoch deinen Geburtstag unter gewissen Umständen zuweilen den 30. Aprill, zuweilen den 2. May feyern müßtest, und daß selbst die Geburtstage der höchsten Potentaten öfters ganz falsch gefeyert werden, folglich der am 29. Februar Geborne nicht gerade immer der einzige ist, der seinen Geburtstag an einem andern Monathstage feyern muß, als dem, den ihm die gewöhnliche Methode anweiset. Dieses gründet sich auf den Umstand, daß das Jahr nicht numero rotundo aus 365 Tagen, sondern ungefähr aus 365 Tagen und 6 Stunden besteht, wir aber bey unsern bürgerlichen Geschäften uns unmöglich mit solchen Brüchen von Tagen abgeben können. Daher geht es denn auch wirklich dem Jahre selbst nicht besser, als uns und den ho-

hen Potentaten. Seine Geburtsstunde we=nigstens wird drey Mahl unter vieren falsch gefeyert. Man freuet sich oft über den Tod des alten Jahres mit Jubel, wenn es wirklich noch 18 Stunden schmachtet, und gratulirt dem neuen 18 Stunden früher, ehe es es geboren wird u. s. w. Folgende Tabelle wird völlig hinreichen, den zu leiten, der am 29. Februar geboren, an seinem Geburtstage gern so schmausen wollte, daß von Seite des Kalenders nichts dagegen eingewendet werden kann.

Wer am 29. Februar Morgens um 12 Uhr geboren ist, feyert seinen Geburtstag, oder eigentlich seine Geburtsstunde

Das nächste Jahr den 28. Febr. Morgens um 6 Uhr.
Das zweyte — — — — Mittags um 12 Uhr.
Das dritte — — — — Abends um 6 Uhr.
Das vierte Jahr den 29. Februar um 12 Uhr des Morgens.

Am 29. Februar um 6 Uhr des Morgens geboren.

Das erste Jahr den 28. Februar um 12 Uhr des Mittags.
Das zweyte — — — — — 6 Uhr des Abends.
Das dritte — — — — — 12 Uhr des Nachts; oder am 1. März.
Das vierte Jahr den 29. Februar um 6 Uhr des Morgens.

Am 29. Februar um 12 Uhr Mittags geboren.

Das erste Jahr den 28. Febr. um 6 Uhr des Abends.
Das zweyte — — — — — 12 Uhr des Nachts; oder am 1. März.
Das dritte Jahr den 1. März um 6 Uhr des Morgens.
Das vierte Jahr den 29. Februar um 12 Uhr des Mittags.

Am 29. Februar Abends um 6 Uhr geboren.

Das erste Jahr den 28. Februar Nachts um 12 Uhr, oder am 1. März.
Das zweyte Jahr den 1. März um 6 Uhr des Morgens.
Das dritte — — — — 12 Uhr des Mittags.
Das vierte Jahr den 29. Febr. um 6 Uhr des Abends.

Man sieht hieraus, daß man seine Geburtsstunde, wodurch der Geburtstag bestimmt wird, jedes Jahr um 6 Stunden später feyern muß, so lange bis das Schaltjahr die Sache wieder ins Gleichgewicht bringt.

Nun das Resultat kurz: will man seinen Geburtstag, oder vielmehr die Stunde nur jedes Mahl alsdann feyern, wenn Datum und Tageszeit zugleich eintreffen, so kann sie jeder Mensch überhaupt nur alle vier Jahre ein Mahl richtig feyern. Der am 29. Februar Geborne verfährt also sehr richtig, wenn er seinen Geburtstag bald den 28. Februar, bald den 1. März feyert. Der Unwissende glaubt, er irre, da er doch nicht irrt. Der an einem andern Tage Geborne, der ihn nach dem Datum feyert, irrt oft wirklich, allein es merkt es

niemand. So kommt es also auch hier, wie bey tausend andern Vorfällen des menschlichen Lebens, auf Lage und Umstände an. Nachdem diese günstig oder ungünstig sind, kann man bald mit allen seinen Irrthümern für weise, und bald mit aller seiner Weisheit für ein gar irriges Schaf gehalten werden.

9.

Entstehung des Wortes: Petit-Maitre.

Als sich der im Jahre 1648 von dem Parlament und der Stadt Paris unter der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. und der Regentschaft der Königinn Mutter, Anna von Oestreich, angefangene Bürgerkrieg gegen den Hof (Guerre de la Fronde:) im folgenden Jahre durch die Maßregeln des Prinzen von Conde endigte, verließ dieser Prinz den Hof, und machte sich einen eigenen Anhang, indem er sich mit dem Prinzen von Conti und dem Herzog von Longueville gegen die Königinn und den ihm verhaßten Cardinal Mazarin verband. Man nannte diese Partey le Garti des petits-maitres (die Partey der Kleinmeister), weil sie den Meister im Staate spielen wollten. Von diesen Unruhen sind in Frankreich keine andere Spuren übrig geblieben, als die Benennungen: petit maitre, womit man übermüthige, ungezogene junge Leute, und Frondeurs, womit man Tadler der Regierung belegt. (Voltaire Siecle de Louis XIV. Chap. 4). Mancher hat vielleicht das Wort Petit-Maitre

mehr als tausend Mahl gelesen und gebraucht, ohne diesen Ursprung zu wissen.

10.

Merkwürdiges Testament des am 23. Januar 1785 im 88sten Jahre seines Alters verstorbenen ältesten Advocaten zu Nürnberg, Herrn D. Joh. Ephr. Deneufville, der nie verheirathet, aber stets ein großer Freund von Katzen gewesen ist.

(Ein wirkliches zu Nürnberg aufgehobenes Actenstück).

Meiner Köchinn, Anna Roßinn, verschaffe ich in meinem Testament 25 fl. und das Bett, worin sie gegenwärtig schläft. Ich willige ihr auch ferner, alleine zinsfrey in meinem Hause zu wohnen, und zu bleiben, den obern Gaden (Stockwerk) zu besitzen, meine 6 Katzen in der Versorgung und Unterhaltung zu haben, wofür sie für jede Woche 12 Kreuzer, und also für sie alle zusammen die Woche 1 fl. 12 kr. bekommen soll. Nächst dem wird ihr alle Vierteljahr 4 fl. Holzgeld, somit das Jahr 16 fl. gegeben, damit diese armen Thiere im Winter nicht erfrieren. Ferner soll ihr auch dafür, daß sie Wart, Sorgfalt und Pflege für die Katzen hat, damit keine verunglückt, auch das Haus außer deren verlassenen Gemächern in beständiger Sauber- und Reinlichkeit erhält, jährlich 12 fl. gegeben werden. Wenn nun eine von ihnen krepiret, so hört auch das Kostgeld mit Ausgang der Woche für sie auf. Wenn sie so lange ihr Leben behalten,

welches aber wohl nicht zu vermuthen, weil einige davon schon alt sind; so soll dieses acht Jahre dauern, als bis dahin das Haus nicht verkauft werden darf. Nach deren Ablauf, oder noch ehender, wenn etwa noch eine oder zwey übrig wären, die Rosine die allenfalls noch übrigen ein oder zwey Stück mit sich in ihre Wohnung, Kost und Verpflegung nehmen, und für die Woche 24 kr., so lang sie leben, bekommen soll; wobey sie aber auf das verbindlichste zusagt und verspricht, theils nicht nur besagte Katzen mit dreymahligem Essen des Tages, wie bis anhero, zu versehen, sondern auch, wenn eine davon krepirt, nicht etwa eine andere fremde in das Haus zu thun, sondern es sogleich demjenigen Herrn, so ihr alle Woche den Gulden und 12 kr. gibt, und 4 fl. vierteljährlich auszahlt, sammt den jährlichen 12 fl. anzuzeigen, damit das Kostgeld abgezogen wird, und durchaus keine Gefährde darin zu begehen, oder an dem Hause etwas zu ruiniren oder zu verderben. Inmaßen außerdem sie sogleich aus dem Hause geschafft, und diese ganze Verordnung nach Gutbefinden des Herrn Executoris, oder wenn deren zwey wären, der beyden Herrn Executorum, auf jemand andern verwendet werden soll; wie ich mir denn ohnehin vorbehalte, dieses alles zu ändern, auch jemand andern zuzuwenden, oder gar aufzuheben, so lange ich lebe, sonst aber bekräftige dessen Inhalt mit eigener Hand und Unterschrift und Petschaft, ersuche auch zum Ueberflusse meinen großgünstig, hochgeneigtesten Herrn Executoren, hierüber also, wie über das ganze Testament un-

verbrüchlich zu halten. Wie ich denn auch der Jungfer Margaretha R. und Jungfer Kunigunda M. etwas in meinem Testament zuwende, zu dem Ende, daß sie zuweilen, weil sie meine Katzen kennen, in mein Haus, so oft es ihnen gefällig, kommen, nach ihnen sehen, und wenn sie etwas Ungleiches, oder dieser Verordnung Widriges wahrnehmen sollten, es sogleich dem, oder denen Herren, so darüber gesetzt sind, anzeigen, und auf dessen Abstellung dringen sollen. Und wofern sich die Rosine dagegen setzen, oder lose Worte darüber anstoßen würde, sogleich jemand anders an ihre Stelle genommen werden soll.

11.

Erzbischöflicher Schmaus.

Zufolge einer im Tower zu London aufbewahrten Rechnung, gab Georg Nevil, Bruder des berühmten Grafen von Warwick, bey seiner Einführung als Bischof von York in Jahre 1470 dem Adel, der Geistlichkeit und andern Personen vom Stande eine Gasterey, wozu er verbrauchte: 300 Quarter (1296 Metzen, 3 Viertel, 2 Maßel) Weitzen, 300 Tonnen (5440 Zentner, 91 Pfund, 19 Loth, $\frac{1}{4}$ Quintel) Alle, 104 Tonnen (205 Startin oder Faß, 6 Eimer, 25 Maß) Wein, 1 Pipe (1 Startin oder Faß, 1 Eimer, 5 $\frac{1}{2}$ Maß) Gewürzwein, 80 fette Ochsen, 6 wilde Bullen, 30 Ferken, 1004 Hämmel, 300 Schweine, 300 Kälber, 3000 Gänse, 3000 Kapaunen, 100 Pfauen, 200 Kraniche, 200 junge Ziegen,

2000 Küchlein, 4000 Tauben, 4000 Kaninchen, 204 Röhrdommeln, 4000 Aenten, 400 hernsier, 200 Fasanen, 500 Repphühner, 4000 Auerhähne, 400 Regenpfeifer, und 100 Bracher, (Arten von Wasservögeln), 100 Wachtel, 1000 Eggets, 200 Rehe, 4000 Rehböcke und Hirsche, 155 warme Wildpasteten, 1000 Schüsseln mit Gelee, 4000 kalte Wildpasteten, 2000 warme Eyerkuchen, custards, 4000 dergleichen kalte, 400 Torten, 300 Hechte, 300 Brassen, 8 Robber, 4 Tumler (Art Delphine).

Bey diesem Feste war der Graf von Warwick Schaffner, der Graf von Bedford Zahlmeister, Lord Hastings Rechnungsführer, und andere Edelleute hatten die übrigen Bedienungen. Es waren 1000 Köche, 26 Köchinnen, und 515 Küchenjungen.

12.

Das Krokodill-Thal.

So wie jedes Land seine eigenen Sitten hat, so hat der Orient unter andern auch die, daß er gern Krokodille auf die Art hält, wie wir Hirsche, Bären u. dgl. hier und da in Stadtgräben oder andern Orten in menschlicher Nähe halten. Ein Engländischer Bericht gibt uns folgende Beschreibung von einem Krokodill-Thale.

Pir-Mung ist ein Ostindisches Thal, wo sich das Grab eines Heiligen befindet. Für den Muhamedanischen Cultus ist dieß ein berühmter Ort. Die Hindus besuchen ihn auch, und behaup-

ten, daß er ursprünglich ihrer Religion gewidmet war. Sie sagen, daß man ihn damahls Lalle Jasroji genannt hatte. Dieses Thal wird durch zwey heiße Quellen merkwürdig, welche aus einem Felsen am Fuße eines Berges entspringen. Aber die Krokodille, welche die Fakire hier in großer Anzahl und mit vieler Sorgfalt unterhalten, sind es vorzüglich, welche die Neugierde der Fremden auf dieses Thal lenken. Diese Fakire befinden sich beständig hier, um die Thiere zu besorgen, die ihnen anvertraut sind, und deren man etwa 200 zählen kann, wovon einige sehr alt und von ungeheurer Größe sind. Diese Priester geben ihnen Nahmen, und suchen die Reisenden zu überreden, daß sie über ihre Zöglinge sehr viel Gewalt hätten. Aber die Beobachtungen, die einige von den Reisenden gemacht haben, widerlegen dieses Vorgeben. Die Krokodille hören nicht auf ihren Nahmen, und gehorchen ihren Herren nicht. Alle Tage werden einige Hämmel und Ziegen geschlachtet, und diese kriechenden Ungeheuer damit gefüttert. Da sie sich gern in das Gras verkriechen, welches hier ungemein grün und einladend ist, so ereignet es sich sehr oft, daß Esel und andere Thiere auf dieses Gras hinlaufen, und ein Raub dieser Ungeheuer werden. Die Fakire unterscheiden besonders noch das älteste dieser Krokodille, und nennen es König. Sie füttern es immer aus einer Art Achtung und Verehrung mit einem Ziegenkopf. Sonst verzehrte das Thier sein Futter gierig, worüber sich seine Ernährer sehr freuten, und diesen guten Appetit als ein Zeichen der Gunst betrachteten, in der sie bey

diesem Zöglinge stünden. Aber seit einigen Jahren bezeigt der König keinen Geschmack mehr an diesem Leckerbissen, wahrscheinlich weil seine Verdauungswerkzeuge in Folge des Alters geschwächt worden sind. Die Priester betrüben sich über diese Veränderung, und weissagen ihrem Lande ein Unglück daraus.

Es ist keine Acte oder Sage vorhanden, welche den Zeitpunct der ersten Ansiedelung der Fakire an diesem Orte angibt, und man muthmaßt bloß, daß er in sehr entfernte Zeiten fällt. Einer der Fakiren behauptet, eine Stammliste seiner Vorfahren durch 30 Generationen zu haben.

Dieses Krokodill-Thal, das von einer Quelle hinlänglich bewässert wird, welche aus den benachbarten Bergen herab kommt, ist mit immergrünen Bäumen und zahlreichen Herden bedeckt, und biethet einen angenehmen und mahlerischen Anblick dar. An der östlichen Spitze ist ein Gebüsch, durch welches man die Kuppeln zweyer Moscheen und die Hütten erblickt, wo die Fakire wohnen. Dieser Anblick macht einen glücklichen Contrast mit den Bergen in der Nähe, welche steil und unfruchtbar sind. Diese Berge sind der Sitz vieler Räuber, welche die Reisenden überfallen, und wo nicht tödten, doch plündern.

13.

Ursprung der Benennung: Heller.

Der Heller oder vielmehr Häller ist jetzt die geringste Münzsorte, die einen halben Pfennig

gilt. Im Hessischen machen drey Heller zwey Pfennige. Die Münzsorte hat ihre Benennung von der Stadt Halle in Schwaben, in welcher die Kaiser eine Münze errichtet hatten. Sie wurden in der mittlern Zeit auch Pfennige genannt, und pfundweise ausgegeben. Sechshundert Stück Heller machten eine Mark Silber aus. Nachher wurden an mehreren Orten Heller geprägt, und ihr Werth ward von Zeit zu Zeit geringer. Jetzt werden sie aus Kupfer geprägt.

14.

Feine Spinnerey.

Man muß mit Recht über die menschliche Kunst und Industrie erstaunen, wenn man die überaus feinen und zarten Gespinnste betrachtet, welche Menschenhände bereiten können. In Schlesien spinnt man aus einer Portion Flachs, für etwa einen guten Groschen, Garn, welches zwey Thaler werth ist. Im Rietbergischen, wo die feinste Flachsspinnerey in Deutschland, zum Theile zu den besten Mechelner Spitzen, ist, spinnt man aus einem Pfunde Flachs einen Faden, der 23 Meilen lang ist, jede Meile zu 20000 Fuß gerechnet. Sechzehn Stücke Garn oder 19200 Faden, jeder von 6 Fuß, können, etwas zusammengedrückt, durch einen Fingerring gezogen werden. Auch in Belgien und Holland wird, wie auf den Bau des Flachses, so auch auf die Spinnerey desselben außerordentlicher Fleiß verwendet. Unter andern wird auf der Holländischen Insel Tholen

so fein gesponnen, daß das Pfund Garn auf 150 Gulden kostet. Das Spinnen geschieht in dunkeln feuchten Kellern, besonders in der Stadt Leiden, und die Spinnerinn setzt sich dabey so, daß ein Lichtstrahl durch ein Loch in der Mauer auf Spule und Faden fallen kann. Noch mehr Bewunderung aber erregt die Geschicklichkeit der Indianischen Spinnerinnen, welche so feine Fäden drehen, daß der daraus gemachte Zwirn kaum gesehen werden kann. Ein Reisender, Tavernié, zahlte für zwey Loth Zwirn, welche er der Seltenheit wegen kaufte, auf der Stelle 160 Reichsthaler.

15.

Ein sonderbares Testament.

Bey einem Engländischen Geistlichen aus der Grafschaft Leicester, Nahmens Stagemord, der sich, nach Art eines großen Theils seiner Landsleute, in allerhand Grillen und Sonderbarkeiten umgemein zu gefallen pflegte, ward nach seinem Tode folgendes Testament gefunden. „Ich hinterlasse meinem Erben 50 Hunde von verschiedener Art; 100 Paar Beinkleider; 400 Paar Schuhe; 100 Paar Stiefeln; 80 Perücken (er trug immer sein eigenes Haar); 80 Wagen und Karren; 30 Schubkarren; 200 Grabscheide und Schaufeln; 50 Sättel und Geschirre; 80 Pflüge (die niemahls gebraucht worden waren); eine große Menge, zu 80 Pfund Sterling angeschlagene Spazier- und Reisestöcke; 60 Stück Rindvieh und Pfer-

de, (die nie ein Geschirr getragen hatten); 200 Heugabeln und Hacken; 75 Leitern; 50 Bajonets, Pistolen, Degen und andere Waffen; einen großen Wagen voll ungebundene Bücher (worunter aber nicht Eine Predigt); endlich eine Schatulle mit 500 Pfund Sterlingen." — Der Universalerbe von genannten Habseligkeiten war sein nächster Verwandter, ein Londoner Lastträger.

16.

Der Russe und sein Pferd.

Ueberzeugt von der Empfindlichkeit der Schmerzen, welche eine Grausamkeit verursacht, der man sich nicht entziehen kann, schlägt der Russe niemahls ein Thier, das seiner Obsorge anvertraut ist; sein Pferd wird selten durch ein anders Mittel in Bewegung gesetzt, als durch gefällige einschmeichelnde Reden. Langt dieser Grund nicht hin, es zur Beschleunigung des Schrittes zu bewegen, so wird nichts weniger als zugeschlagen, welches an andern Orten bis zur Verstümmelung geschieht, sondern er singt ihm eine Arie vor. Denn man muß wissen, daß die Russen starke Sänger sind. Hat auch die Musik für das Thier nicht den nöthigen Reitz, so sucht der Russe es durch Vernunftgründe zurecht zu weisen. „Warum so langsam? segt er; du weißt doch, daß morgen Pfrashnik (Rasttag) ist, und daß du gar nichts wirst zu thun haben." Während dieser Ermahnung vergeht oft der Eigensinn des Thieres, und es fällt wieder in den gehörigen Schritt.

17.

17.

Geschichte des Glases.

Das Glas ist eine sehr alte Erfindung, welche man gewöhnlich den Phöniciern zuschreibt. Plinius erzählt, daß es durch folgenden Zufall erfunden worden sey: Phönicische Kaufleute, welche Salpeter auf ihren Schiffen führten, landete nicht weit von Sidon an dem einen Ufer des Flusses Belus. Hier wollten sie sich ihr Essen bereiten, und da es ihnen an großen Steinen fehlte, um ihre Kessel höher zu setzen, so nahmen sie statt derselben von ihrer Schiffsladung großeStücke Salpeter, welche sie auf den Sand legten, um ihre Kessel darüber zu setzen. Der Salpeter gerieth hierauf in Brand, das Feuer vermischte denselben mit dem feinen Sande, und als die Flamme verlosch, zeigte sich eine flüssige durchsichtige Masse, welche die Grundlage des Glases ward. Durch weiteres Nachdenken hierüber und durch öftere Versuche lernte man nach und nach die vollständige Bereitung des Glases.

Die eigentliche Zeit der Erfindung ist nicht bekannt. Hiob erwähnt desselben zuerst, und setzt es dem Golde gleich. Die Sidonier und Aegypter machten sich vorzüglich durch diese Kunst zuerst berühmt; und als Aegypten eine Römische Provinz ward, kam sie auch nach Italien, von woher sie sich dann weiter in Europa verbreitete. Jetzt wird das Glas in solcher Menge verfertiget, daß es zu den gemeinsten Waaren gehört.

Der vornehmste Stoff des Glases ist Kieselerde, welche deßhalb auch glasartige Erde genannt wird. Könnte man sie ohne weitern Zusatz bequem schmelzen, so würde zur Verfertigung des Glases auch nichts weiter nöthig seyn; denn die Natur selbst stellt es aus dieser Erdgattung unter der Gestalt des Bergkrystalls am allervollkommensten dar. Da sie aber für sich allein nicht leicht in Fluß zu bringen ist, so setzt man Salze hinzu, welche die Schmelzbarkeit jener Erde befördern. Folglich gehören zur Bereitung des Glases, außer der glasartigen Erde, auch noch Salze, besonders Laugensalze. Die übrigen Zusätze dienen theils nur zur Erleichterung der Arbeit, theils zur Verbesserung des Glases.

Von der verschiedenen Reinigkeit der glasartigen Erde und der Salze, so wie von der Verschiedenheit der übrigen Zusätze hängt auch die verschiedene Beschaffenheit und Güte des Glases ab. In Ansehung der Feinheit und Güte hat man vornehmlich drey Sorten: grünes Glas, weißes Glas und Krystallglas. Es versteht sich von selbst, daß alle drey Sorten verschiedene Stufen der Vollkommenheit und Schönheit haben können.

Die Arbeiten in den Glashütten überhaupt sind folgende: das Gemisch von Kieselerde und Asche, worin das nöthige Laugensalz enthalten ist, wird in einem besondern Ofen calcinirt, um beyde Bestandtheile desto genauer mit einander zu verbinden, und sodann aus dem Calcinirofen noch glühend in den eigentlichen Schmelzofen gebracht, wo es in Gefäße, die aus feuerfestem Thone gemacht sind, geschüttet wird. Sind es Kiesel,

Quarze oder Bergkrystall, (aus welchen dreyerley Steinsorten das Glas hauptsächlich gemacht wird), so werden sie vor dem Calciniren in einem steinernen Mörser zerstoßen. Das Gemische läßt man gewöhnlich 24 bis 48 Stunden in Feuer stehen; ist es dann zerflossen, so nimmt man mit dem Schaumlöffel die oben auf schwimmende Glasgalle (Schaum) ab, und dann tritt der Glasblaser hinzu, und bläset oder formt die Gefäße. Es sind nähmlich in dem Schmelzofen eine Art Fensteröffnungen angebracht, durch welche man zu den, mit der geschmolzenen Fritte angefüllten, Gefäßen kommen kann. Durch diese Oeffnungen steckt der Glasblaser ein eisernes Blaserohr (Pfeife), welches unten einen hohlen Knopf und oben ein hölzernes Mundstück hat, zieht mit dem Knopfe aus der flüssigen Glasmasse so viel, als nöthig ist, heraus, und bläset davon eine hohle Blase, aus welcher er durch Schwenken in der Luft und mit Hülfe einer Schere und anderer Werkzeuge allerley Gefäße bildet. Da die Masse langsam erkaltet, so behält er Zeit genug, sie nach Gefallen zu behandeln. Sollte sie aber zu früh hart werden, so bringt er sie mit der Pfeife noch einmahl in den Schmelzofen. Auf diese Weise werden die meisten gläsernen Gefäße geformt; selbst das Tafelglas, welches zu Fensterscheiben dient, wird erst walzenförmig geblasen, und dann in dem so genannten Streckofen auf dem Boden desselben ausgebreitet; doch bildet man auch einige in besondern Formen. Alle fertigen Stücke werden in thönernen Kapseln in den Kühlofen gebracht, wo sie,

bey einer mäßigen, und stufenweise abnehmenden Hitze nach und nach kalt werden müssen; denn wenn sie auf ein Mahl erkalteten, so erhielten sie eine allzu große Sprödigkeit. Das sieht man an den Glastropfen, Glasthränen, und den so genannten Bologneser-Flaschen, *) welche so leicht zerspringen, weil sie plötzlich abgekühlet worden sind.

---

*) Wenn man einen flüssigen Glastropfen in kaltes Wasser fallen läßt, so nimmt er die Gestalt eines ovalrunden Körpers an, der sich in einen langen dünnen Schwanz endiget, und erhält nun in seinem festen Zustande den Nahmen einer Glasthräne, eines Glastropfens oder der Springgläser. Diese festen Glastropfen haben die merkwürdige Eigenschaft, daß sich der ovalrunde Theil mit dem Hammer schlagen und abschleifen läßt, ohne zu zerbrechen, da hingegen, wenn man den dünnen Schweif abbricht, der ganze Tropfen augenblicklich in einen feinen Staub zerbricht. Die Ursache dieser Erscheinung liegt in ihrem plötzlichen Erkalten, wie bey den Bologneser-Flaschen, wobey die äußern Theile eher, als die innern, kalt werden, daher man sie noch auf 6 Secunden lang im Wasser glühen sieht. Dadurch gerathen ihre Theile in eine sehr starke und ungleiche Spannung, und eine angefangene Trennung setzt sich augenblicklich durch alle Theile fort. Im ovalen Theile hingegen ist die Verbindung wegen der Wölbung fester. Die Glastropfen verlieren ihre Sprödigkeit, wie die Springkolben; wenn man sie auf glühende Kohlen legt, und dann nach und nach abkühlen läßt. — Die Bologneser-Flaschen oder

In England werden gläserne Ballons gemacht von der Größe, daß einer ein Oxhoft faßt. Der Glasblaser bläset die Glasmasse, so weit sichs thun läßt, auf, nimmt dann einen Mund voll Wasser, und spritzt es durch das Blaserohr in die Glasmasse. So wie das Wasser in die Kugel kommt, wird es augenblicklich durch die Hitze in Dämpfe aufgelöset, welche die Glaskugel zur verlangten Größe erweitern. Diese Operation ist je-

---

Springkolben sind kleine ziemlich dicke birnförmige Kolben von weißem oder grünen Glase, welche von außen einen beträchtlichen Schlag ertragen können, durch die geringste Ritzung von innen aber sogleich zerspringen. Man kann damit gegen die Wand schlagen, ohne sie zu beschädigen; aber das kleinste scharfe Feuersteinchen, das durch ihre Oeffnung hineinfällt, sprengt sie in Stücken. Sie werden völlig, wie andere Gläser, geblasen, aber nicht in den Kühlofen allmählich, sondern an freyer Luft nahe beym Ofen abgekühlt. Dadurch erkalten die äußern Theile viel eher, als die innern, und die verschiedenen Glastheilchen gerathen in eine sehr ungleich starke Spannung. Ein scharfer hineingeworfener Körper macht einen Riß, einen Anfang zur Trennung, die sich augenblicklich durch die gespannten Theile fortsetzt. Von außen ist die Verbindung wegen der Wölbung fester; Auch von innen werden solche Flaschen durch stumpfe schwere Körper, die nicht ritzen, nicht zersprengt. Sie haben übrigens ihren Nahmen von dem Institute zu Bologna, durch dessen Versuche sie bekannt geworden sind.

doch mit Gefahr verbunden; denn, wenn man beym Hineinspritzen einen Augenblick inne hält, oder nicht stark genug hinein spritzt, oder den Athem zurück zieht, so fahren die Dämpfe mit solcher Gewalt zurück, daß sie das Gesicht zerreissen.

Zu dem gemeinen grünen Glase nimmt man nur schlechten Kiesel und gewöhnliche Asche, statt der Kiesel aber wohl auch Basalt, welcher ein stärkeres und doch leichteres Glas gibt. Einige thun auch etwas Kochsalz hinzu, welches den Fluß befördert. Mischt man Eisenschlacken darunter, so wird es schwarzbraun. Das Verhältniß dieser Materien ist ungefähr dieses: zu drey Theilen Sand und Asche Ein Theil Salz.

Das weiße Glas besteht aus reinem weißen Kiesel und Pottasche. Zu mehrerer Reinigung dieses Glases bedient man sich des Braunsteins, der dieser merkwürdigen Eigenschaft wegen auch Glasseife heißt. Ein wenig feine Kreide erhöhet die weiße Farbe, und ein Zusatz von Arsenik befördert das Schmelzen der Masse. Gewöhnlich nimmt man zu drey Theilen Kiessand Einen Theil Pottasche und etwa nur ein Fünftel Kreide, und noch weniger Arsenik und Braunstein. Wird zu viel Braunstein zugesetzt, so erhält das Glas eine violette oder auch schwärzliche Farbe, und, um diese wieder zu zerstören, muß man Kohlenstaub, Zinn oder Bley, oder sonst einen Körper, der den Sauerstoff stark an sich zieht, beymischen. In den Glashütten pflegt man in diesem Falle die fließende Glasmasse mit einem eisernen Stabe umzurühren.

Eben diese Materien, etwas sorgfältiger ausgewählt und bearbeitet, geben das Krystallglas. Die reinsten Kiesel, Feuersteine, Quarze oder Bergkrystalle mit Soda oder wenigstens sehr gereinigter Pottasche sind die Hauptbestandtheile desselben. Auch setzt man wohl zur Beförderung des Flusses dieser Masse etwas Borax und Salpeter hinzu.

Von der Fritte, welche zum Krystallglase genommen wird, macht man auch die Spiegel, wiewohl nicht in den gemeinen Glashütten, sondern in eigenen Spiegelgießereyen. Die Kleinen werden wie das Tafelglas geblasen, die größern aber meisten Theils gegossen. Der Guß geschieht auf einer metallenen Platte, und über die ausgegossene Masse wird eine stark erwärmte metallene Walze gerollt. Hierauf bringt man die gegossene Tafel in den Kühlofen, und wenn sie hinlänglich abgekühlt ist, in ein verdunkeltes Zimmer, wo sie so gestellet wird, daß man jedes Pünctchen oder Bläschen bemerken kann; und wenn sich dergleichen finden, so wird die Tafel mit einem Diamant zu kleinen Spiegeln zerschnitten. Eine große Tafel ohne alle Bläschen ist ziemlich theuer.

Durch das Gießen ist die Oberfläche der Tafel noch nicht vollkommen glatt geworden; sie muß daher noch geschliffen und polirt werden. Das Schleifen geschieht dadurch, daß zwey gleich große Tafeln mit feinem Sande über einander abgerieben werden. Die eine wird auf einem Tische fest gekittet, die andere auf einem Brete, zwischen beyde streut man feinen Sand oder Schmirgel, legt sie auf einander, und reibt sie entweder ver=

mittelst eines Mühlwerks oder mit den Händen hin und her. Wenn hierdurch alle Ungleichheiten weggenommen sind, fängt man an sie zu poliren. Man hebt nähmlich die obere Tafel ab, und nimmt an deren Stelle ein mit wollenem Tuche oder Filz überzogenes Bret, bestreuet es mit fein zerriebenem Bolus, geschlämmtem Trippel und endlich mit Zinnasche, und reibt dann so lange, bis die Tafel völlig glatt ist. Der Rand wird von einem Glasschleifer geschliffen.

Hierauf bekommt die eine Seite der Tafel eine Unterlage von Staniol und Quecksilber. Staniol oder Zinnfolie ist eine von Zinn ganz dünne geschlagenes Platte, welche durch Walzen geglättet wird. Diese legt man auf einen glatten steinernen Tisch, schüttet Quecksilber darauf, welches das Zinn auflöset und sich mit damit vermischt; hebt dann die Glastafel behuthsam darauf, und beschwert sie mit Gewichten. Das durch, das Quecksilber aufgelöste Staniol trocknet ungefähr in 24 Stunden an die Glastafel an, und so ist der Spiegel fertig, der dann nur noch in einen Rahmen gefaßt werden darf.

Die berühmteste Spiegelmanufactur war ehemahls zu Murano, einer nahe bey Venedig gelegenen Insel, wo die Gläser von ausnehmender Reinigkeit bereitet werden. Als man aber in Frankreich die Kunst erfand, das Glas in Tafeln zu gießen, und man also auch größere Spiegel verfertigen konnte, als zu Murano, wo sie noch jetzt geblaset werden, so verlor jene Manufactur von ihrem Ruhme. Man macht in Paris Spiegel, die 9 Fuß lang, 5 Fuß breit, und ei-

nen halben Zoll dick sind; und in Spanien zu St. Ildefonso sieht man sie 162 Zoll lang, 93 Zoll breit, und einen Zoll dick. Auch in Böhmen, Sachsen und im Brandenburgischen werden Spiegel von ungemeiner Größe, 90 bis 100 Zoll hoch, verfertiget. In den ältesten Zeiten machte man Spiegel von Metall; doch haben auch die Glasspiegel ein hohes Alter.

Zu Vergrößerungsgläsern und Fernröhren macht man in England eine besonders gute Art Glas, welches Flintglas genennt wird. Man soll dazu 24 Theile Kiesel, 8 Theile Salpeter und 7 Theile Bleykalk nehmen. Es ist schmelzbarer, schwerer, dichter, zäher und glatter, als gemeines Glas; auch springt es nicht so leicht bey dem Schleifen und bey einer schnellen Abwechslung der Wärme und Kälte.

Die dicken, und nach dem Mittelpuncte zu gewölbten Gläser, welche zu den Laternen gebraucht werden, sind aus der Mitte großer Glastafeln geschnitten, die man Kronenglas nennt. Diese Wölbung bildet sich da, wo die Masse an der Pfeife hängt; mit welcher das Glas geblasen wird, man nennt sie auch die Galle.

Man hat auch gefärbtes Glas. Das Färben geschieht mit metallischen Kalken, welche zu dem reinsten Krystallglase hinzugethan werden, wenn die Fritte desselben im Ofen geschmolzen ist. Das Krystallglas, welches die Grundmasse der der Glasflüsse ist, hat den Nahmen Straß, von einem Straßburgischen Juwelier, der in diesen Arbeiten besonders geschickt war,

Die gefärbten Glasmassen heissen Glasflüsse, und man bedient sich derselben hauptsächlich zur Nachahmung der Edelgesteine. So ahmet z. B. ein Rubinfluß, der aus reinem Krystallglase und Goldpurpur bereitet wird, dem echten Rubin in der Farbe nach. Von eben dem gefärbten Glase macht man auch Glasknöpfe, Rosenkränze, Glasperlen, Schmelz und andere Sachen.

Schmelz nennt man kleine, mit einem Loche versehene, Röhrchen von mancherley Farbe. Sie werden am häufigsten in der berühmten Glasfabrik zu Murano bey Venedig verfertigt, und sind ein beträchtlicher Handlungszweig in Italien, indem sie vorzüglich zum Sclavenhandel auf den Afrikanischen Küsten gebraucht werden. Für ungefähr vier Pfund derselben bekommt man in Angola einen Sclaven. Die Bereitungsart dieses Schmelzes ist merkwürdig. Man nimmt nähmlich einen großen Klumpen der fließenden Glasmasse aus dem Schmelzofen, durchsticht ihn mit einer 4 Schuh langen und einen halben Zoll dicken eisernen Stange, und an den beyden Enden der Oeffnung bringt man gleichfalls eine eiserne Stange an. Diese beyden Stangen ergreifen zwey Arbeiter, und laufen damit auf einem bedeckten Platze von der Größe einer Italiänischen Meile aus einander, wodurch dieser Klumpen, worin die zuerst erwähnte Stange sich befindet, zu einem hohlen Faden gezogen wird. Diese Röhren werden hernach auf einer Art von Amboß, an welchem vorne ein Sack für die abfallenden Stücke angebracht ist, mit einem Meißel in solche Stücke zerschlagen, welche

den Schmelz geben. Weil sie aber noch scharfkantig sind, so thut man sie in ein Gefäß mit feinem Kohlenstaube, und rührt sie darin herum, da denn ihre Oeffnungen mit Kohle ausgefüllt werden. Hierauf bringt man sie wieder ins Feuer, wo sie durch gewisse Handgriffe die gehörige Rundung erhalten. Sie stehen in einem außerordentlichen niedern Preise. Von diesem Schmelze verfertigt man eine Art Spitzen, die unter dem Nahmen Schmelzkanten verkauft werden. Auch hat man sie schon zu künstlichen Tapeten angewendet.

Mit dem zu Pulver geriebenen gefärbten Glase kann auf Glas gemahlt werden, die Farben brennt man nachher ein. Indessen ist die, vormahls sehr berühmt gewesene, Glasmahlerey heut zu Tage eben nicht mehr viel gebräuchlich; man rechnet sie unter die verlornen Künste. Uebrigens gibt es verschiedene Arten, auf Glas zu mahlen, und noch vor etlichen Jahren erfand man in Frankreich eine neue Methode, welche die Gegenstände vorzüglich schön und getreu darstellt. Diese Nachahmungen sollen durch Weiß und Schwarz die Schattirungen der Natur weit besser, als der Grabstichel, ausdrücken. Dieselbe Masse, woraus das gefärbte Glas gemacht wird, dient auch zur Schmelzmahlerey oder Emaillirkunst. Man verkauft es in Tafeln, welche Schmelzglas heissen, und womit Gold und Kupfer überzogen — emaillirt — werden kann. Wenn dieß geschehen soll, zerreibt man das Schmelzglas zu einem nicht ganz feinen Pulver, feuchtet es mit Gummiwasser oder mit dem Schlamme von Quitten-

kernen an, damit es auf dem Metalle hafte, und trägt es dann mit einem Messer auf. Drey Mahl wird es gewöhnlich mit diesem gepulverten Glase überstrichen und sodann in eine Kapsel gesetzt, welche man ganz mit glühenden Kohlen bedeckt. In dieser Kapsel fängt das Glaspulver zu fließen an, und überzieht also das Metall mit einer Glasrinde. Auf weißes Schmelzglas pflegt man auch zu mahlen, wozu man, wie bey der Porzellänmahlerey, metallische Farben nimmt, und sie einbrennt. Dosen, Stockknöpfe, Uhrengehäuse, Zifferblätter zu Wand- und Taschenuhren und andere Galanteriewaaren werden auf diese Weise emaillirt.

Wenn man Kupferstaub in die noch weiche Glasmasse streuet, so entsteht eine Art Glas, welches man Aventurino nennt, von einem Steine gleiches Nahmens. Das Kupfer sieht darin wie Goldflimmern aus.

Um Glas zu vergolden läßt man gepulvertes Messing in einem Gummiwasser über gelindem Kohlenfeuer weich werden, wie Firniß; bestreicht die zu vergoldenden Stellen damit, und wenn dieß halb trocken ist, belegt man es mit feinem Blattgolde, und läßt es über Kohlen langsam trocknen. Soll es polirt werden, so reibt man Leinöhl, Kreide und Mennig auf dem Reibsteine, bestreicht das Glas damit, und polirt es alsdann, wenn es getrocknet ist.

Das gemeine grüne Glas verwandelt sich in eine porzellänartige Masse, wenn es mit Sand, Gyps oder Kalk umschüttet, und in einem verschlossenen Gefäße zwölf oder mehrere Stunden

cämentirt wird. Es hat fast alle Eigenschaften des wahren Porzellans, ist aber nicht so schön. Man nennt es von seinem Erfinder Reaumürisches Porzellän. Die Farbe desselben ist meisten Theils milchweiß, dabey ist es halbdurchsichtig und so hart, daß es mit dem Stahle Feuer gibt und in Glas schneidet, selbst aber weder vom Glase, noch von der Feile angegriffen wird. Es verträgt die plötzlichsten Abwechselungen von Hitze und Kälte, kann auf glühende Kohlen gesetzt und dazu gebraucht werden, daß man darin kocht, ja Glasmassen und Metalle darin schmelzt. Man kann es sehr gut in der Küche statt der irdenen und metallenen Gefäße gebrauchen. Wird es aber zu stark cämentirt, so verliert es viele dieser nützlichen Eigenschaften wieder.

Durch Zusätze von Zinn- oder Bleyasche bekommt das Glas eine Perlfarbe, und man machte auch sonst die unechten oder Glasperlen von diesem gefärbten Glase, welches Milchglas heißt. Jetzt aber überzieht man, um solche unechte Perlen zu erhalten, Glaskügelchen inwendig mit einer so genannten Perlenessenz. Man verfertigt diese Perlenessenz von den Schuppen des Weißfisches, die, wenn sie einige Zeit im Wasser stehen, ein zartes glänzendes Pulver auf dem Boden zurücklassen. Dieses Pulver, in reinem Wasser aufgelöst, nennt man orientalische oder Perlenessenz. Zu einem Pfunde derselben gehören die Schuppen von mehr als 18000 Fischen. Wenn man nun die Glaskügelchen damit überziehen will, so vermischt man die Essenz mit etwas zerlassener

Hausenblase, bläset sie mit einer feinen Glasröhre hinein, und schwenkt die Perle in einer Art von kleiner Wiege so lange hin und her, bis dieser glänzende Firniß überall gleich verbreitet und angetrocknet ist. Hierauf füllt man sie noch mit weißem Wachse, durchbohrt sie mit einer Nadel, und füttert diese Oeffnung mit einer kleinen Papierröhre aus. Die Fabrik bey Maizel in Chalonnois verfertigt täglich 10000 Stücke. Die Erfindung dieser unechten Perlen wurde in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts in Frankreich gemacht.

Glaspasten nennt man Abdrücke von geschnittenen Steinen in Glas. Sie werden auf folgende Art gemacht: man zerstößt Französischen oder Venetianischen Trippel in einem eisernen Mörser, und siebet ihn durch ein Haarsieb, je feiner, desto besser. Dann feuchtet man den gepulverten Trippel mit Wasser an, und knetet ihn mit den Fingern. Mit diesem Teige füllt man ein flaches Näpfchen von feuerfestem Thone, drückt ihn sanft ein, streuet etwas trocknen Trippel darüber, drückt dann den Stein, welchen man abformen will, mit beyden Daumen so stark ein, als man kann, und läßt es einige Augenblicke stehen. Hierauf nimmt man den Stein vorsichtig heraus, und wenn die Form recht trocken ist, legt man ein Stück gefärbtes Glas darauf, und setzt es in einer Muschel in den heißen Ofen. Das geschmolzene Glas dringt in alle Vertiefungen der Form, und zeigt, nachdem es allmählich wieder abgekühlt und erhärtet ist, die ganze Figur vollkommen abgedruckt.

Die weitere Zubereitung und Anwendung des Glases zu mancherley Endzwecken beschäftigt den Glaser, die Glasschleifer und andere Künstler, welche Fenster= und Trinkgläser, Thermometer, Barometer, Ferngläser, Vergrößerungsgläser, Brillen, Brenngläser und dergleichen verfertigen. Der Gebrauch des Glases zu Fenstern war in alten Zeiten nicht gewöhnlich. Man bediente sich statt desselben des in Oehl getränkten Papiers, feiner Stoffe, geschliffener Austerschalen oder Agate, des Marienglases, des Horns; oder man verdeckte die Fensteröffnungen bloß mit Vorhängen, oder ließ sie ganz offen, wo das Klima es verstattete. Die Zeit der Einführung des Glases zu diesem Zwecke kann nicht mit völliger Gewißheit bestimmt werden. Doch weiß man, daß im dritten Jahrhunderte die Kirchen Fenster von gefärbtem Glase erhielten. In Deutschland hat man gefärbte Glasfenster im zehnten Jahrhunderte; aber noch im fünfzehnten Jahrhunderte gehörten Glasfenster zum Luxus der Reichen.

Da das geschmolzene Glas in einem vorzüglichen Grade dehnbar oder zähe ist, und sich in die feinsten Fäden ausziehen läßt, so hat diese Eigenschaft noch zu einer besondern Kunstarbeit Anlaß gegeben. Zum Schmelzen bedient man sich dabey bloß einer Lampe, deren Flamme man dadurch verstärkt, daß man mit einer blechernen Röhre, die an der Spitze nur eine feine Oeffnung hat, hineinbläset. In dieser gebogenen Flamme, die durch das Blasen entsteht, schmilzt das Glas in einer Minute. An das auf diese Art geschmolzene

Glas hängt man ein feines gläsernes Häkchen, und zieht dasselbe schnell aus; es nimmt einen Glasfaden mit sich, den man mit Hülfe des Häkchens an dem Umfange eines Spinnrades befestiget, und der sich durch Umdrehung des Rades, während dessen man mit dem Blasen an der Lampe fortfährt, immer weiter auszieht, so daß durch schnelle Umdrehung die Glasmasse, wie der Flachs am Rocken, abgesponnen, und der Faden um die Aerme des Rades gewickelt wird. Diese Glasfäden haben, auch wenn sie erkaltet sind, die Sprödigkeit und Zerbrechlichkeit nicht mehr, die sonst dem Glase in größern Massen eigen ist, und sie sind um desto biegsamer, je feiner man sie gebildet hat. Es lassen sich aus solchen haarfeinen Glasfäden allerley künstliche Sachen, Federbüsche, Perücken und dergleichen verfertigen; ja, man glaubt sogar, daß Zeuge daraus würden gewebt werden können, wenn es möglich wäre, die Glasfäden bis zur Feinheit der Fäden einer Seidenraupe auszuziehen. In dem Dorfe Langenau im Leitmeritzer Kreise in Böhmen — welches mit seinen Glasmanufacturen in ganz Europa bekannt ist — bildet ein Künstler auf diese Weise aus den Fäden der flüssigen gefärbten Glasmasse Blumen, Bäume, Thiere, ja ganze Landschaften und Gebäude nach der Natur; auch verfertigt derselbe Fruchtkörbchen, Stockuhrgehäuse und andere künstliche Sachen aus gesponnenem Glase. Man nennt diese Kunst die Glasspinnerey.

Eine in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erfundene Anwendung des Glases ist so merk-

merkwürdig, daß dieselbe hier noch eine Erwähnung verdient. Es werden nähmlich gläserne Glocken und Halbkugeln auf eine besondere Art zubereitet und geschliffen, um durch Reibung derselben harmonische Töne hervorzubringen. Einige und vierzig solcher Halbkugeln stecken auf einer spitzigen zulaufenden Spindel, eine in der andern, so daß ihre Größe immer mehr und mehr abnimmt; die erste ist also die größte, die letzte die kleinste. Diese Spindel mit ihren Glocken ist auf einem Gestelle, an beyden Enden in einem Gehäuse, beweglich befestigt, daß sie herumgedrehet werden kann, welches durch den Mechanismus des Fußgestelles mit dem Fuße geschieht. Bey dem Spielen selbst werden die Glocken mit Wasser angefeuchtet, und die Töne werden bloß durch das Reiben derselben mit den Fingern hervorgebracht. Dieses Instrument, welches Harmonica heißt, übertrifft alle andern musikalischen Instrumente an Wohlklang. Die unbeschreiblichen Empfindungen, die es erregt, greifen die Nerven der Zuhörenden, und noch mehr des Spielers, so heftig an, daß zärtliche und empfindsame Personen es nicht lange auszuhalten vermögen. Anfangs war die Verfertigung dieses Instruments, und besonders der Gläser, ein Geheimniß weniger Personen, daher es auch in einem ungemein hohen Preise stand. Jetzt wird diese Kunst schon bekannter und gemeiner. Ein Glasschleifer zu Greibitz in Böhmen macht dergleichen Gläser von verschiedenen Farben, und verkauft 30 bis 40 gut gestimmte und an der Spindel befestigte Glocken für 15 bis 20 Ducaten.

Unlängst hat einer, Nahmens Drudon, dieß Instrument verbessert, und den Glocken eine etwas andere Form gegeben, wodurch die Ansprache mehr erleichtert wird; auch hat derselbe den Mechanismus bequemer eingerichtet, so daß das Umlaufen der Glocken bald schneller, bald langsamer geschehen kann. Ferner hat er ein Mittel erfunden, welches die Ansprache, den ersten Anklag, sehr befördert. Er legt über die Glocken einen Streifen Tuch, den er mit Wasser und ein wenig Weinessig anfeuchtet, und so an die Vorderseite des Instruments befestigt, daß er nicht fortgleiten kann. Auf diesen Streifen Tuch werden die Finger gelegt, die Ansprache erfolgt durch alle Octaven, das unangenehme Kratzen, das Schwirren, das Pfeifen verschwindet beynahe ganz; man kann bebende Töne hervorbringen, auch sogar von einem Tone zum andern schleifend übergehen, und das Zittern der Glocken hat keine nachtheilige Folge mehr für den Spieler. Die Töne, welche auf diese Art hervorgebracht werden, sind freylich nicht so zart, so durchdringend und so bezaubernd, wie mit der nassen Hand; dagegen sind sie dicker, reiner und sanfter, so daß zwey Spieler, deren einer sich der nassen Finger bedient, der andere aber den Tuchstreifen gebraucht, die überraschendsten Töne hervorbringen können.

Endlich ist noch vom Glase überhaupt zu bemerken, daß man weit leichter und wohlfeiler aus umgeschmolzenen Glasscherben Glas bereiten kann, als aus den ersten Materialien selbst, und daß zu diesem Ende an verschiedenen Orten das zerbro-

chene Glas wirklich eingesammelt wird. Dieser Vortheil sollte billig in allen Glashütten mehr benutzt werden, als bisher geschehen ist. Die einzige Vorsicht ist dabey nöthig, daß man die Scherben eben so sorgfältig nach ihrer Güte und Feinheit sortire, als man es mit den Lumpen in den Papiermühlen thut.

Einige alte Schriftsteller erwähnen einer Erfindung, die fabelhaft scheint, und auch von den meisten Naturforschern unserer Zeit dafür gehalten wird, nähmlich das Glas so biegsam zu machen, daß es sich wie Metall hämmern und schmieden läßt. Ihre Nachricht davon ist diese. Ein gewisser Römischer Künstler wurde durch Kabalen seiner Neider vom Kaiser Tiberius aus Rom verwiesen. Während seiner Verbannung erfand er eine Mischung von Glas, welches so fest, dehnbar und biegsam wie Metall war. Durch diese glückliche Erfindung hoffte er, sich bey dem Kaiser wieder in Gunst setzen zu können; er verfertigte daher einen Becher von solchem Glase, reisete nach Rom, und überreichte ihn dem Tiberius zum Geschenke, der ihn auch annahm und die Schönheit desselben bewunderte. Um den Kaiser zu überraschen und desto mehr in Erstaunen zu setzen, hatte der Künstler von der merkwürdigsten Eigenschaft des Bechers noch nichts gesagt, er nahm ihn aber, als der Kaiser ihn eben aus der Hand gesetzt hatte, und warf ihn mit aller Gewalt wider die Erde. Der Becher zerbrach nicht, sondern wurde nur verbogen; der Künstler zog hierauf einen Hammer hervor, und gab ihm durch einige Schläge seine

vorige Gestalt wieder. Tiberius fragte, ob mehrere um diese Kunst wüßten. Nein, erwiederte der Künstler. Sogleich gab der Tyrann den Befehl, dem Künstler den Kopf abzuschlagen, damit durch diese Erfindung nicht etwa der Werth des Goldes und Silbers verringert werden möchte. — So wenig nun diese Thatsache verbürget werden kann, so ist doch wenigstens die Möglichkeit, das Glas hammerfähig zu machen, nicht umzustoßen. Die Natur enthält noch größere Räthsel. Das weiche Kupfer und das noch viel weichere Zinn geben, wenn zu fünf Theilen von jenem ein Theil von diesem geschmolzen wird, die Glockenspeise und das Kanonengut, welches die härteste Metallmischung ist; und, was nicht weniger merkwürdig ist, die Glockenspeise ist eigenthümlich schwerer, als das Kupfer und Zinn, woraus sie geschmolzen wurde.

Noch muß ich, um des allgemeinen Gebrauchs willen, etwas Weniges von jenen Glasröhren anhängen, die wir unter dem Nahmen Thermometer und Barometer kennen.

Der Thermometer ist ein Werkzeug, die verschiedenen Grade der Kälte und Wärme zu messen. Die Verfertigung desselben gründet sich auf die Erfahrung, daß Wärme die Körper, besonders flüssige, ausdehnt, Kälte hingegen sie zusammenzieht. Es besteht aus einer dünnen gläsernen Röhre, die unten mit einer Kugel versehen, und mit gereinigtem Quecksilber angefüllet ist. Je kälter es ist, desto mehr fällt das Quecksilber in der Röhre, je wärmer, desto mehr steigt es in derselben.

Diese Röhre muß jedoch luftleer und unten und oben geschlossen seyn.

Das **Barometer** ist ein Werkzeug, die Schwere der Luft zu messen, und auch die Höhe der Gegenden über die Meeresfläche zu bestimmen. Es gründet sich auf den Erfahrungssatz, daß der Druck der Luft einer 28 Zoll hohen Quecksilbersäule das Gleichgewicht halte. Eine etwa 30 Zoll lange und etwas weite Glasröhre, die oben zusammengeschmolzen, unten aber offen ist, wird nachdem sie von aller Luft gereiniget worden, entweder in ein Gefäß mit reinem Quecksilber gestellt, oder, wenn sie unten umgebogen ist, hat sie eine nach oben zu offene Kugel mit Quecksilber angefüllt. — An beyden, so wohl dem Thermometer als Barometer, ist eine in kleinere Theile getheilte Scala angebracht, an welcher man das Steigen und Fallen des Quecksilbers genau beobachten kann.

Wie weit hat der denkende Mensch den Gebrauch des Glases seit der Zeit erhoben, als jene Phönicische Kaufleute unter ihren Kesseln die ersten Glasstückchen fanden!

18.

Der Persische Pillau.

Ein Probestück orientalischer Kochkunst.

Der Reiß ist außer dem Brote die allgemeinste Speise der Perser, welche ihn, so wie auch die Türken, als **Pillau** essen, nähmlich ein wenig gekocht und etwas trocken; aber sie bereiten ihn besser zu, bringen mehrere Abwechselung dabey an, und tischen ihn eleganter auf, als die Türken.

Die gewöhnlichste Art, wie der Reiß bey den Reichen zubereitet wird, ist folgende: man läßt ihn leicht mit Wasser kochen, nachher abtropfen, dann wird er in einen Durchschlag oder in ein reines Stück Leinwand gethan; man gießt kaltes Wasser darauf, um ihn zu waschen, und von einem Theile seines Schleimes zu reinigen. Hierauf wird er wieder in den Kochtopf gebracht, in welchem man inzwischen kleingeschnittene Zwiebeln in frischer Butter geröstet hat. Man würzt ihn mit Salz, Pfeffer und Gewürznelken; auch thut man nach Belieben Zimmt, kleine Cardamomen, Fenchel und sehr oft noch geschälte Mandeln, Trauben ohne Kerne, gebratene oder gekochte Kichererbsen, und eine sehr kleine Art von grünlichen Bohnen, Marsch-Pilove genannt, hinzu, die man vorher besonders in Wasser hat kochen lassen. Nachdem man den so gewürzten Reiß ein wenig in dem mit einem Deckel und feuchtem leinenen Tuche wohl verschlossenen Kochtopfe über einem ganz kleinen Feuer, oder auch bloß in sehr heißer Asche hat verdämpfen lassen; so läßt man Butter zergehen, und gießt sie siedend darauf. Nach diesem läßt man den Reiß noch ein wenig auf dem Feuer stehen, damit er ganz von der zerlassenen Butter befeuchtet werde.

Man ißt den Pillau zuweilen auch mit Jngurt oder säuerlicher gestandener Milch, oder mit dem Safte von verschiedenen Baumfrüchten, als z. B. Kirschen, Maulbeeren und Granatäpfel. Oft färbt man ihn ganz oder nur zum Theile mit Safran, Saurach und Krapp; man zeichnet mit die-

sen Farben Figuren auf denselben, oder man bestreut ihn symmetrisch mit Küchererbsen und kleinen Bohnen. —

Auf dieselbe Art wird der Reiß mit Lamms- Schöpsen oder Hühnerfleischbrühe zugerichtet; nur wäscht man ihn nachher nicht wieder, und thut weniger Butter daran.

19.

Ein Europäischer Wilder.

In dem Taubstummen - Institute zu Paris befindet sich dermahlen ein junger Wilder, der dem Anscheine nach, siebzehn bis achtzehn Jahr alt seyn mag. Man fand diesen jungen Menschen in den waldigen Gebirgen des Aveyron - Departements. Er wurde nach Paris gebracht, und hier der Sorgfalt einer Erzieherinn übergeben. Dieser Unglückliche hat einen Ausdruck von Gutmüthigkeit im Gesichte, der für ihn einnimmt; er hat einen sanften Charakter, viel Anhänglichkeit an seine Aufseherinn, und gehorcht ihren Befehlen blindlings. Er versteht, was man ihm sagt, kann aber nicht sprechen; und so viele Mühe man sich auch gegeben hat, ihn zu unterrichten, so ist er doch nicht weiter gekommen, als daß er einige kaum leserliche Worte schreiben kann; dennoch scheint er seine Talente sehr gern denjenigen, die ihn besuchen, zu zeigen. Es scheint, als wenn der Zustand der Eingeschlossenheit, in welchem er sich befindet, ihm sehr mißfalle; er scheint unruhig und im Nachdenken versunken zu seyn, geht unaufhörlich in

seinem kleinen Zimmer auf und ab, und hat schon mehrmahls bey vorkommender Gelegenheit zu entwischen versucht. Er ißt nur sehr wenig Fleischspeisen, zu welchen man ihn nur mit sehr vieler Mühe gewöhnt hat, so daß es scheint, als wenn er sich in der Wildniß nur von Vegetabilien genährt hätte. Man hat durchaus keine Vermuthungen über die Art, wie dieser Unglückliche ausgesetzt, oder von den Seinigen verlassen worden ist. An seinem Leibe sieht man mehrere Zeichen von Verwundungen. Die größte hat eine lange Narbe an der Kehle zurückgelassen, die von einer mit Menschenhand gemachten Schnittwunde herzurühren scheint, von welcher man eine Verletzung des Organs der Sprache herleiten will, die ihn am Reden verhindern soll, welches jedoch sehr zweifelhaft zu seyn scheint. Eine andere Narbe, welche er am Arme hat, scheint von einem Bisse herzurühren. —

20.

Geschichte des blauen Montags.

In den Fasten wurden die meisten Deutschen Kirchen im 16ten Jahrhunderte blau ausgeschmückt. Um eben diese Zeit fingen die Handwerker an, die Fasten-Montage durch Unterlassung aller Arbeit zu feyern. Dieß thaten nicht nur Meister, sondern sie ertheilten auch gleiche Erlaubniß ihren Gesellen und Knechten. Diese vertrieben sich die Zeit an diesem Tage mit Essen und Trinken, und ermunterten sich dazu durch den Zu-

ruf, daß heute blauer Fastmontag wä-
re. Was nun erst bloß eine Fastnachtslustbarkeit gewesen war, geschah nachher alle Wochen, auch außer der Fastenzeit. Die Meister gaben darin gern nach, weil sie gleichfalls noch gern einen zweyten Ruhetag in der Woche hatten. Auf diese Art entstand der blaue Montag durchs ganze Jahr.

Aber die Mißbräuche wurden dabey immer stärker. Es entstanden bald die gröbsten Ausschweifungen, Tumulte und Todtschläge. Es ward endlich so arg, daß Kaiser und Reich darüber zu Rathe gingen.

Die Schuhknechte zu Augsburg hatten 1726 mit den Schuhknechten zu Würzburg einen aufrührerischen Briefwechsel geführt. Sie besiegelten ihre Briefe mit dem Handwerkssiegel, das sie zu dieser Absicht aus der Lade entwendet, und ihrem Altgesellen anvertraut hatten. Der Magistrat untersagte ihnen dergleichen Briefwechsel. Sie aber meinten, das wäre ein Eingriff in ihre Rechte, so etwas könne ihnen der Magistrat nicht verbiethen. — Ehe dieser Streit noch beygelegt war, kam hinzu, daß einige, die durch Schlägereyen beym Magistrate in Geldstrafe verfallen waren, einen neuen Unfug aufbrachten. Sie wollten nähmlich die Strafe nicht allein bezahlen, sondern meinten, Schuldige und Unschuldige müßten gleichen Antheil entrichten. Wer das nicht wollte, und nicht gleich gern und willig seinen Antheil hergab, erhielt den Schimpfnahmen eines Spöttischen, alle übrigen aber wurden Brave genannt. Wo diese einen Spöttischen sahen, so beutelten sie

ihn. Ein solcher wurde nähmlich bey den Ohren und Haaren gefaßt, gezerrt, gerauft, geschüttelt, gestoßen und etliche Mahl herumgedreht, daß mancher Gebeutelte alles Bewußtseyn, mehrere aber das Gehör verloren. Wollte der Spöttische das nächste Mahl nicht wieder eben so gebeutelt werden, so mußte er alle Mißhandlung in Geduld ertragen, und zuletzt, wenn es der braven Compagnie aufzuhören beliebte, für das Empfangene bestens danken, und laut versichern, es sey ihm Recht geschehen. — Um nun diesen schönen Gebrauch auch in andern Städten einzuführen, unterhielten sie mit einigen andern Gesellen zu München deßhalb einen Briefwechsel, der aber verrathen wurde. Nach mehrern Händeln, die nun deßhalb zwischen ihnen und dem Magistrate vorfielen, der ihrem Unwesen steuern wollte, verließen endlich in einem allgemeinen Aufruhre 107 die Stadt, und schrieben von Friedberg aus, wo sie sich hinbegeben hatte, an ihre Mitbrüder nach Leipzig, Dresden, Berlin ꝛc. wie folget:

„Wir haben einen Aufstand machen müssen, mit diesem, daß wir unsre alte Gerechtigkeit behalten, und berichten Euch, daß keiner nachher nach Augsburg reise thut, was ein braver Kerl ist, oder gehet er hin, und arbeitet in Augsburg, so wird er seinen verdienten Lohn schon empfangen, was aber, das wird er schon erfahren.“

Dieser Aufstand machte in ganz Deutschland Aufsehen. Da solche Mißbräuche der Handwerker die innere Ruhe und gute Ordnung der Stadt

störten, so kam es darüber auf dem allgemeinen Reichstage zur Sprache. Es kam ein Reichsgesetz von 1731 heraus, Kraft dessen nicht nur andere Mißbräuche, sondern auch der so nachtheilige blaue Montag abgestellt seyn sollte. Der König von Preußen drang gleich darauf, daß dieß auch in seinen Brandenburgischen Landen geschah. In den meisten andern Reichslanden aber wurde dieß Gesetz nicht befolgt, ja in vielen nicht einmahl öffentlich bekannt gemacht. Daher wurde dieß Gesetz vom Kaiser Franz I. 1764 erneuert, und 1772 darüber ein nochmahliges Reichsgesetz gegeben. Dennoch ist es an vielen Orten beym Alten geblieben, und der blaue Montag noch üblich.

21.

Maßstab der modischen und häuslichen Bedürfnisse zu Anfange des XVII. Jahrhunderts in Deutschland.

Auszug aus verschiedenen Rechnungen des Renterey-Verwalters Herzogs Johann Ernst von Sachsen-Eisenach, vom Jahre 1591 bis 1603.

Ein Kleinodlein mit einem Einhorn, so zu Breitungen auf der Mummerey verspielt worden. 45 fl. 15 kr.

Ein Kleinodlein mit einem Hirsch, ebendaselbst verspielt. 34 fl. 6 kr.

Drey Paar seidne Strümpfe, als leibfarb, blau und weiß, das Paar. 8 fl.

Eine Docke schwarzen Nähzwirn. 1 fl.

Für 32 Ellen blau und weißen Taft, und 9½ Loth goldne und silberne Borten, so zu Turnierbinden gebraucht worden. 17 fl. 6 kr.

Eine Elle leibfarbnen Taft. 30 kr.

Eine Elle schillerfarbnen à 30 kr. vom ersten 12½ Elle, vom letztern 30 Ellen, so zu Wien gekauft und auf dem fürstlichen Beylager zu Handquelen gebraucht worden.

Eine Elle Schamlott 14 kr. davon 13 Ellen für meinen gnädigsten Fürsten und Herrn zu Hosen und Wambst.

Ein großer Spiegel. 1 fl. 20 kr.

Ein Paar kurze blaue seidne Strümpfe für die Herzoginn. 6½ fl.

Zwölf Dugt grüne seidne Knäuf für die Herzoginn. 1 fl.

Ein Duzt gelbe und grüngestickte Strümpfe für dieselbe. 8½ fl.

Ein grüner Filzhut für den Herzog. 1 fl. 12 kr.

Eine Elle schwarz Buschlitt Gezeuch à 12 kr. davon die Herzoginn 12 Ellen den Jungfern zu Aermeln gegeben.

Der kleine grüne Pirschwagen zu Koburg zu machen, kostet 19 fl. 9 kr.

Ein Paar kleine Stiefeln für den Herzog. 1 fl. 3 kr.

Ein Paar lange Stiefeln. 1 fl. 15 kr.

Dem Schuster, Ihro Fürstlicher Gnaden Stiefeln zu bessern, so zerrissen gewesen. 6 kr.

Ein Paar Schuh zu Wien. 24 kr.

Ein Paar Pantoffeln. 30 kr.

Ein Paar Sohlen an meiner gnädigsten Fürstinn und Frauen Schuh zu machen. 12 kr.

Einen Schwarz Sattin-Hut. 2 fl.
Ein gestickter Hut. 1 Rthlr. 2 kr.
Dem Hofprediger, als Ihro Fürstliche Gnaden communicirten, zum Beichtpfennig. 1 Rthlr.
Für 5½ Eimer Rheinischen Wein. 50 fl. 18 Gr. 4½ Pf.
Für Schloßnagel an meines gnädigen Fürsten und Herrn Kutschen, als sie zerbrochen gewesen. 1½ Gr.
Ein Schock Besen, das Stück zu 1½ Pf.
Feine niederländische Leinwand, 3½ Frankfurter Ellen. 16 Batzen.
Drey blaue und weiße Federn. 4 fl.
Dicktußen, dem Narren, ein Paar Schuhe. 8 Gr.
Item für Hosenbänder, Gürtel und Schellen, zu Salzungen gekauft. 1 fl. 2 Gr.
Ein Paar rothe Stiefel, ebenfalls für Dicktußen, den Narren, zu Salzungen bestellt. 2 fl. 14 Gr.
Ein Paar Strümpfe, auch Dicktußen, den Narren. 4 Gr.

22.

Einkünfte eines Französischen Hof-Zahnarztes bis ins Jahr 1789.

(Auszug eines Schreibens aus Paris vom 16ten Januar 1790).

Sie wissen, mein Herr, daß man sich dermahlen bey der Nationalversammlung mit vieler Wärme mit Revision und Reduction der ungeheuern Menge Pensionen beschäftigt. Aber daß die

Witwe eines Hofdentisten und sein Nachfolger jetzt auf eine dergleichen förmlichen Anspruch machen, weil letzterer seinem Vorfahren 50000 Ecüs (150000 Livres) für die Survivance gezahlt habe, und es jetzt keine Reisen mehr nach Versailles gäbe, das ist doch die Unverschämtheit aufs höchste getrieben. — Woher kommts denn, daß man eine solche Survivance so theuer bezahlt, werden Sie fragen? — Der königliche Hofdentist ging sonst gewöhnlich zwey Mahl nach Versailles, um 15 von der königlichen Familie die Zähne zu putzen. Jeder Mund bezahlte ihm jedes Mahl die Reise mit 9 Livres oder 1½ Laubthaler; dieß trug ihm also wöchentlich 270 Livres, oder jährlich 14040 Livres. Außer dem bekam er für jeden Mund, bey jedesmahligem Putzen, zwey schöne ganz neue Servietten, die er in seine Tasche steckte, wöchentlich also 60 Servietten, das Stück wenigstens zu 5 Livres gerechnet, thun 300 Livres, und und jährlich 15600 Livres. In Summa also 29640 Livres, ungerechnet was ihm noch die jährlichen Douceurs von seinem Posten, und die so genannte Petite Rocambole trug. Sie sehen nun wohl, daß ein Plätzchen, das bey der alten Hofwirthschaft so viel eintrug, gar gut um 50000 Ecüs von einem Survivancier gekauft werden konnte, der freylich jetzt nicht mehr seine Rechnung dabey findet.

23.

Geschichte der Flintensteine.

So einfach das Geschäft des Flintenstein-Schlagens ist, so spät erst hat man solches genauer kennen gelernt, und so seltsam waren die Meinungen und Behauptungen, die man in Rücksicht desselben vorher aufstellte. Es verdient eine ausgebreitetere Bekanntwerdung, weil es so leicht in mehreren Ländern als ein neuer Nahrungszweig eingeführt, und vorzüglich schicklich mit andern Gewerben verbunden werden könnte.

Der Feuerstein (gemeiner Hornstein, gemeiner Kiesel) ist der Stoff, der mit Auswahl gewisser Arten, gehörig bearbeitet, den Flintenstein liefert. Er gehört zum Kieselgeschlechte, und macht eine eigene Gattung desselben aus. Am gewöhnlichsten kommt er vor von gelblich und rauchgrauer Farbe, von verschiedenen Schattirungen: letztere Farbe geht ins Grauschwarze, erstere zuweilen ins Braune und Ochergelbe über. Zuweilen sind mehrere Farben in einem Stücke vereinigt. Man findet ihn derb und eingesprengt, oft in kugligen oder knolligen Stücken, von mehr oder minder regelmäßiger Gestalt, zuweilen als Versteinerung, vorzüglich als Echinit. Seine Oberfläche ist bald uneben, bald glatt, bald rauh. Gewöhnlich ist er, vorzüglich in seiner kugligen Gestalt, mit einer mergel- oder kreidenartigen Substanz überzogen, und diese Rinde voll kleiner Löcher. Aeußerlich matt oder von wenigem Glanze. Inwendig zuweilen schimmernd, überhaupt von gemeinem Glanze.

Sein Bruch muschelig: die Bruchstücke unbestimmt-eckig, zuweilen scheibenförmig, immer scharfkantig. Durchscheinend, zuweilen nur an den Kanten, zuweilen dem Halbdurchsichtigen sich nähernd. Hart, mehr als der Quarz, spröde, leicht zersprengbar. Seine Lagerstätten sind vorzüglich Kalk- und Kreidengebirge, in welchen er sich fast überall, mehr oder weniger ausgedehnt findet. Von den Kugeln, in welchen er vorkömmt, finden sich gleichfalls nicht selten ganze Lager.

Zu der Bearbeitung von Flintensteinen dienen aber keineswegs alle Arten von Feuersteinen, sondern nur die in dem Baue ihrer Schichten regelmäßigern Arten, welche das Spalten in schiefer- oder scheibenartige, zugleich aber scharfkantige Bruchstücke erlauben, auch einen mindern Grad der Sprödigkeit besitzen, der es nicht allein leichter macht, ihnen eine regelmäßigere Gestalt mitzutheilen, sondern auch ihr schnelles Zersplittern und Abnützen verhindert.

Feuersteine von diesen Eigenschaften haben, außer den obigen allgemeinen Kennzeichen der ganzen Gattung, ins besondere folgende von den andern Arten sie unterscheidende Merkmahle. Von Farbe sind sie sehr mannigfaltig. Ihr Aeußeres stets ohne Glanz. Das innere von gemeinem Glanze, wie ein Horn, nie schimmernd. Im Bruche nicht kurzsplitterig, sondern spaltend in glatte und längliche, mehr oder weniger gewölbte Splitter, die ihre Richtung nach Einem Puncte des Steins, wo dieser zusammengedrückt oder zugespitzt ist (die Arbeiter nennen diesen Punct Wirbel oder Knorpel),

pel), hinhaben. Von Gestalt findet sich der zu Flintensteinen taugliche Feuerstein länglich, platt, wie in Vierecke gedruckt, zweyeckig auf sehr mannigfaltige Art, rund und kugelicht. Der, welcher in ganzen Schichten bricht, ist kein reiner Flintenstein, und läßt sich nicht bearbeiten. Am besten ist der runde oder kugelförmige, wegen seiner regelmäßigen Schichten, und weil seine Splitter mehrschalig brechen. In den andern Gestalten brechen die Splitter weniger gewölbt, und daher ist er dann auch weniger geschickt zum Verarbeiten. Der ganz reine Flintenstein fühlt sich ganz glatt und nicht kalt an; hat er fremde Theile, so sind nur diese rauh, und diese Steine geben auch dann kein so gutes Feuer, wie die reinen. Die Bruchstücke sind halbdurchsichtig, wenigstens an den Kanten. Die Härte des Steines ist so groß, daß er Glas schneidet, und sich weniger abnützt, als Quarz. Wenn er zugleich schwarz ist, taugt er zum Probiersteine. Sein Strich ist weiß, etwas ins Aschgraue fallend. Freylich ist die mechanische Erfahrung über die Schicklichkeit der Steine zum Bearbeiten die allersicherste.

Die einzelnen auf den Feldern zerstreut liegenden Geschiebe und Kugeln dieses Steines, das Ausgehende seiner Lager in Klüften, Flußbetten oder Abhängen, verrathen, wo man ihn zu suchen hat. In Berry in Frankreich werden sie bergmännisch mittelst ordentlicher Gesenke gewonnen.

Der Feuerstein wird frisch, wie er ausgegraben ist, bearbeitet, in so fern er nur nicht zu naß ist; denn in diesem Falle geschieht die Zerspaltung

in kleinere Theile unordentlich, und man läßt die Steine daher, ehe sie bearbeitet werden, an der Sonne oder von einem gelinden Feuer etwas trocknen. Doch dürfen sie auch nicht so sehr austrocknen, indem die Spaltung bey einem verbrannten Steine (Pierre brûlée), wie ihn alsdann die Arbeiter nennen, eben so schlecht von statten geht. Den gehörigen Grad der Trockenheit lernt die Uebung kennen.

Die erste Arbeit, wenn die Steine den gehörigen Grad der Trockenheit haben, ist das Anschlagen der rohen Steine. Dieses geschieht bey sehr großen Stücken, die von Einem Manne nicht in der Hand gehalten werden können, entweder auf weichem Boden, oder so, daß selbige von einigen Personen in die Höhe gehalten werden, und der Arbeiter darauf mit dem Bruchhammer (Marteau cassant), welcher eine ganz breite, viereckige, an den vier Ecken abgestumpfte Fläche hat, und gewöhnlich zwey Pfund schwer ist, ein Stück abschlägt. Bey kleinern Stücken, die sich in der Hand selbst halten lassen, geschieht das Anschlagen von dem Arbeiter, indem er auf seiner Werkstatt sitzt. Diese (Table à boucaniere) ist eine aus hartem Holze gemachte Bank mit drey Füßen. Auf ihrem hintern Theile, der auf Einem Fuße ruht, sitzt der Arbeiter so, daß er den Sitz zwischen seinen Füßen, den vordern breitern Theil der Bank aber, welcher auf zwey Füßen ruht, vor sich hat. Auf diesem ist, gerade vor dem Sitze des Arbeiters, ein Klotz, und in diesem ein stählerner Meißel befestigt, der von Gewicht ein halbes

Pfund, und gewöhnlich an beyden Endseiten Schärfen hat, und senkrecht auf dem Klotze so in die Höhe steht, daß die eine Schneide wagerecht mit der Oberfläche des Klotzes und der Bank läuft. Die andere ist innerhalb des Klotzes, in dessen Oeffnung der Meißel mit ein Paar kleiner hölzerner Keile befestiget ist, um ihn, wenn die obere Schneide stumpf wird, nach Gefallen herausnehmen und umkehren zu können. Um dem Meißel, wenn er abgenutzt ist, seine Schärfe wieder zu geben, dient eine gemeine Stahlfeile. Oft sind auf demselben Klotze drey Meißel befestigt, so daß drey Arbeiter um ihn herum sitzen; allein diese Einrichtung ist wegen der abfahrenden Splitter gefährlich.

Auf dieser Werkstatt, in der oben beschriebenen Stellung, in der auch alle übrige Arbeiten verrichtet werden, nimmt der Arbeiter die minder großen Feuersteine vor sich, hält sie mit der linken Hand über seinen linken Schenkel einwärts über das Knie fest, und schlägt dann mit dem Bruchhammer einen Anbruch ein Paar Zoll großes Stück von dem Steine ab. Hierbey so wohl, als bey den größern Feuersteinkugeln sucht der Arbeiter zum Anschlagen vorzüglich den Ort, wo die Kugel einen Wirbel oder Knorpel zeigt, oder wo sie wie zusammengedrückt und gespitzt zugeht. Denn von da aus abwärts laufen die Schichten des Steines, bald mehr, bald weniger gewölbt, gegen die entgegenstehende Seite.

Dieser erste Anbruch gibt dem geübten Arbeiter sogleich zu erkennen, ob der Stein sich gut

werde spalten lassen oder nicht. Er nimmt, wenn das Erstere ist, nunmehr statt des Bruchhammers den Spalt-, Spitz- oder Schieferhammer (Marteau à pointe, Marteau fendant) zur Hand. Dieser ist von der Schwere des Bruchhammers, läuft aber zu beyden Enden gegen die Grundfläche, in welche der Stiel befestigt ist, und von beyden Seitenflächen gegen die Mitte der Grundfläche spitzig zu, doch so, daß die Spitze des einen Endes um ein weniges abgestumpft ist.

Zuweilen ist Bruch- und Spitzhammer an Einem Hammer vereinigt, da er dann zu den verschiedenen Zwecken nur umgekehrt zu werden braucht. Diesen Hammer faßt der Arbeiter in die rechte Hand; den Stein hält er ferner in der linken fest, und zwar so, daß der frische Anbruch, der mit dem ersten Hammer gemacht worden, in die Höhe stehe. Denn nur von dem frischen Bruche aus können die Splitter oder Schiefer zu den künftigen Flintensteinen gut gehauen werden, und niemahls vom Ganzen, indem der Hammer den Stein da, wo er noch mit Rinde bedeckt ist, nicht angreift. Ja dieses geschieht nicht einmahl gut im frischen Bruche, wenn man mit der schweißigen Hand darüber gefahren ist.

Beym Spalten muß der Stein in der linken Hand in einer solchen schiefen Richtung gehalten werden, daß das obere Ende, wo man mit dem Schieferhammer einhaut, etwas vorhänge. Denn wenn dieß nicht beobachtet wird, fahren dem Arbeiter die Splitter auf die gebogenen Finger der rechten Hand, womit er den Hammer hält, und

verletzen solche. Eben so fehlt man in gleicher Rücksicht, wenn man den Hammerstiel zu nahe beym Eisen oder im Gegentheile zu lang faßt. Das Beste ist, ihn Ein bis anderthalb Zoll vom Eisen zu halten. Die zwey oder die drey ersten Stücke, die man von dem Steine schlägt, sind zu Flintensteinen selten oder gar nicht tauglich, indem sie zu gewölbt, oder mit einer Rinde überzogen sind, und gemeiniglich nicht die gehörige Richtung der Rippen (d. i. derjenigen erhobenen schmalen Fläche des Flintensteins, von welcher aus die schiefe Fläche nach der Grundfläche zuläuft, und die Schärfe bildet, an welcher der Stein von dem obern beweglichen Theil des Hahns am Flintenschlosse festgehalten wird) haben, die ein vollkommener Flintenstein erfordert. Bey diesem Schieferschlagen muß die Spietze des Hammers nur so weit von dem Rande des Steines eingesetzt werden, als man willens ist, den Stein dick zu machen, d. i. von 2 bis 5 Linien breit. Die Uebung ist hierin die einzige Lehrmeisterinn. Doch da Genauigkeit hierbey sehr schwer zu erreichen ist, so pflegt man auf diese Dicke beym Schlagen so ängstlich nicht zu sehen, sondern die Schiefer vielmehr nach Verhältniß ihrer Dicke zu Pistolen und Flintensteinen zu bilden.

Die vorzüglichste Rücksicht aber, die der Arbeiter beym Schieferschlagen zu nehmen hat, ist die, daß der Schiefer die Gestalt des künftigen Feuersteins erhalte, d. i., daß er auf Einer oder beyden Seiten scharfkantig oder schneideartig zulaufe, und, wenn der Stein nur auf Einer Seite eine Schärfe erhält, an der entgegenstehenden Seite

ein dickeres Theil, und zwischen diesem und der Schneide eine Erhöhung oder die Rippe sich bilde. Dieß geschieht dergestalt, daß zwey Schiefer von beyden Seiten des Steines Ein oder anderthalb Zoll breit so abgehauen werden, daß in der Mitte längs dem ganzen Steine eine 4 bis 12 Linien breite Rippe oder Erhöhung bleibe. Gerade hinter dieser Rippe, in einer Entfernung von 2 oder 5 Linien vor ihr, haut man dann ein, und so erhält man die langen Schiefer von der beschriebenen Bildung, aus deren jedem zwey bis acht Flintensteine, je nach Verhältniß ihrer Länge, gemacht werden können. Es mag auch der Schiefer so lang seyn, als er wolle, so muß er in der Mitte nach seiner ganzen Länge den beschriebenen flachen Rücken, der 4 bis 12 Linien breit seyn kann, haben. Nach der Proportion dieser Breite entstehen die größern oder kleinern Steine, indem sodann von den zwey Flächen, die von dem Rücken abschüssig fallen, gewöhnlich die eine zum Kopfe, d. i., zu dem dickern Ende des Steins, ausgebildet wird, und nur die breiteste oder bestgebildetste Fläche des Steins zur Schneide daran bleibt. Letztere macht mit der Grundfläche einen Winkel von 40 bis 45 Graden.

Die weitere Bildung des Flintensteines auf diese Art geschieht mittelst des Scheibenhammers (la roulette), der eine runde, an ihrer Peripherie geschärft zulaufende Scheibe vorstellt, in deren Mitte der Stiel befestiget ist. Er hat, je nachdem größere oder kleinere Steine zuzurichten sind, mehr oder weniger Gewicht, gewöhnlich sechs bis acht Loth, weßhalb, um abwechseln zu

können, die Arbeiter in einem Loche vor dem Klotze nach einen zweyten Scheibenhammer vor sich zu haben pflegen.

Bey dieser Arbeit nimmt der Arbeiter auf der vorbeschriebenen Bank eine solche Stellung an, daß sein linkes Knie die Höhe des in dem Klötzchen halbhervorragenden Meißels erreicht. Nun faßt er in die linke Hand, wovon der Arm auf dem linken Knie oder untern Theile des Schenkels aufliegen muß, (doch können fertige Arbeiter auch aus freyer Hand alles verrichten) einen von den abgeschlagenen Schiefern, und hält ein Ende davon so breit über des Meißels Schneide, als der Flintenstein breit werden soll. Dieses läßt sich fast allein aus der Figur des Schiefers bestimmen: je breiter dieser und sein Rücken ist, desto größer kann der Stein daraus werden. Nun gibt er mit dem Scheibenhammer zwey oder drey gelinde Schläge auf den auf der Schneide des Meißels ruhenden Schiefer, so daß dieser von unten ein wenig angeschnitten wird. Ist dieses geschehen, so hält der Arbeiter den Schiefer von dem Meißel in die Höhe, und schlägt gegen solchen, da dann das angeritzte Stück abspringt, und so fährt er so lange fort, bis er alle Schiefer in beynahe viereckige Stücken getheilt hat. Die ersten Schläge müssen um deßwillen gelinde seyn, weil bey starken der Hammer durchschlagen, den Meißel verderben und den Stein zersplittern würde. Je nachdem der Stein weicher oder härter ist, geht dieses Abschlagen mehr oder weniger leicht von statten.

Zur völligen Ausbildung des Flintensteins wird jeder derselben nun wieder einzeln zur Hand genommen, um den Kopf (lecut) d. i. die kürzere, der Schärfe, womit Feuer geschlagen wird, entgegengesetzte Seite des Steins, zuzurunden. Dieser Kopf fällt jedoch weg, wenn der Stein zum Doppelsteine (Boucaniere à deux bouts) gebildet ist, d. i. ein Stein, der zwey einander gegenüber stehende scharfe Flächen hat. Bey dieser Zuformung des Kopfs muß der Stein zwischen dem Daumen, Zeige- und Mittelfinger der linken Hand fest, mit der zuzurichtenden Kante auf den Meißel gehalten, und die Schläge des Scheibenhammers so angebracht werden, daß sie im Abstande einer Linie von dem Meißel auffallen. Dann würde der Hammer so auffahren, daß er über dem Meißel stünde, so würde bey jedem Schlage der Stein absplittern, und nicht nur derselbe, sondern auch der Meißel selbst, bey den zehn bis fünfzehn Schlägen, die ungefähr erforderlich sind, zu Grunde gerichtet werden. Die Haltung des Mittelfingers muß eigentlich diesen Abstand bestimmen.

Um diese Zurichtung schneller vornehmen zu können, wird die Arbeitsbank um das Klötzchen herum mit einer einen Zoll hohen Einfassung versehen, in welche der Arbeiter einen Vorrath von den zuzurichtenden Steinen hinlegen kann, um sich nicht bey einem jeden auf die Erde bücken zu müssen. Die ganz fertigen werden linker Hand auf einen Haufen oder in einen Korb geworfen, und Abends sortirt.

Auf die bis jetzt beschriebene Weise entsteht der Flintenstein, an welchem dann folgende Flächen und Theile bemerklich seyn müssen. 1) Die untere ebensohlige Fläche, welche auf das untere unbewegliche Blatt des Hahns zu liegen kommt; 2) eine obere ebene Fläche, die schmal ist, und ungefähr nur den dritten Theil des Steines einnimmt. Es ist die, welche von dem obern beweglichen Theile des Hahns am Flintenschlosse gehalten wird. Sie heißt die Rippe, der Rücken oder Haft (le manche). 3) Die von dem Rücken, abhängig gegen die Grundfläche, ungefähr in einem Winkel von 40 bis 45 Graden ablaufende Fläche. Der scharfe Rand derselben, der zum Feuerschlagen dient, heißt le tranchant oder Bord de platine. Bey Doppelsteinen kommt eine solche Fläche auf beyden Seiten des Rückens vor. 4) Die bey einfachen gewöhnlichen Steinen der Schneide gegenüber stehende schmalere, auch in einem Winkel von 40 bis 45 Grad ablaufende und zugerundete Kante, der Kopf (le cul). 5) Die nach Willkür gerade oder schief ablaufenden Seitenkanten (les bords), welche nach der Dicke des Steins breiter oder schmäler ausfallen. Die Theile 1. 2. 3. und 5 müssen bey dem Schlagen der Schiefer und deren Theilung in die einzelnen Steine sich bereits bilden, und es wird ihnen gewöhnlich nur wenig nachgeholfen. — Ein vollkommener Arbeiter kann von diesen Flintensteinen 1000 bis 1500 Stücke in einem Tage bilden.

Die verschiedenen Arten der Flintensteine unterscheiden sich nach ihrer Stärke und nach ihrer

davon abhängenden Bestimmung für diese oder jene Gattung von Feuergewehr.

Neben diesen ordentlichen Flintensteinen bedient man sich noch heutigen Tages in Tyrol der harten eisenhaltigen Granate, in andern Gegenden Jaspis=Arten, die geschliffen werden und häufig nach der Türkey gehen.

In den ersten Zeiten nach Erfindung der Feuergewehre brauchte man zu deren Loszündung Lunten; nachher, da man Steine einführte, wurden Kiese oder Markasite dazu angewendet. Wahrscheinlich gab der Feuerstein, der im alten Deutschen Flins, und im Schwedischen, Dänischen und Engländischen noch Flinta, Flint, heißt, dem Feuergewehre, bey welchem er zuerst gebraucht wurde, den Nahmen Flinte; nach der Zeit, da man den alten Nahmen des Steins vergessen hat, nannte man diesen wiederum vom Gewehre Flintenstein. Diese Anwendung des Steins, der von den Alten schon zu mannigfaltigem Gebrauche verarbeitet wurde, ist aber erst aus spätern Zeiten.

Die Flinte kommt erst um das Jahr 1670 vor, in welchem König Ludwig XIV. befahl, daß nicht mehr als zehn Fusilier bey jedem Infanterie=Regimente seyn sollten. Und im Jahre 1671 soll derselbe das erste Regiment Fusiliere (von Fusil) oder mit Flinten statt der bis dahin üblichen Musketen versehener Soldaten errichtet haben. Sonach fiele auch dieser Gebrauch der Flintensteine in diese Zeiten, und ihre Einführung gehörte der Französischen Nation. Erst im Anfange des

verflossenen Jahrhunderts wurden die Flinten gemeiner.

Sonderbar war es, daß über der einfachen Bearbeitung dieser Flintensteine so lange eine Dunkelheit schwebte, die zu den allerseltsamsten Meinungen Anlaß gab, wovon wir nur der Behauptung, daß die Steine aus einer weichen Masse gebildet würden, und erst an der Luft ihre Härte erhielten, und der, daß sie mit glühenden Zangen gezwickt würden, erwähnen wollen.

24.

Kampf eines Matrosen mit einem Hayfische.

Ein Schiff von Boston ging auf der Rheede von Barbados von Anker. Einige seiner Matrosen sprangen ins Wasser, um sich mit Schwimmen zu erfrischen, während ihre Kameraden auf dem Raan und Mastkörben Acht gaben, ob sich keine Hayfische näherten. Es dauerte nicht lange, so wurde man eines von diesen, den Menschen so gefährlichen Thieren gewahr, dessen große Floßfedern hoch über die Fluthen, die sie durchschnitten, empor ragten. Sogleich kehrten alle eilig an Bord zurück. Das gefräßige Ungeheuer, das seine Beute entfliehen sah, durchschoß die Wellen wie ein Pfeil, und kam in dem Augenblicke heran, wo der Leib des letzten Schwimmers schon von seinen Kameraden gefaßt, und zur Hälfte in der Schaluppe war. Der Fisch biß ihm ein Bein ab. Das

Blut ergoß sich stromweise, und in weniger denn einer halben Stunde war er todt.

Emannel Purdy, sein Landsmann (beyde waren aus der Stadt Darmouth, in dem Staate von Massachusets Bay, gebürtig) hatte unterdessen unverrückt und schweigend die Augen auf seinen sterbenden Kameraden geheftet, und rief wüthend, so bald er ihn den letzten Seufzer ausstoßen sah: Ezechiel ist todt, und dieß höllische Ungeheuer hat ihn ermordet! — Er verließ die Leiche, lief in den Schiffsraum, hohlte ein großes Messer, und schärfte es auf dem Schleifsteine des Zimmermanns. Was willst du thun? fragte ihn dieser. — Meinen Kameraden rächen, antwortete Purdy. Bald darauf stieg er auf das Verdeck, kleidete sich aus, ohne ein Wort zu sagen, und sprang ins Meer, ehe man seine Absicht errathen konnte.

Das heißhungrige Ungeheuer, das sich noch immer in der Gegend vom Schiffe aufhielt, ward ihn bald gewahr, und schwamm Anfangs langsam, wie diese Fische zu thun pflegen. Das Schiffsvolk glaubte den Matrosen verloren, und brach in ein lautes Angstgeschrey aus. Emanuel, der in dergleichen Gefechten geübt war, erschöpfte seine Kräfte nicht. Er faßte sein Messer, blieb unbeweglich, und erwartete mit unbegreiflicher Ruhe den Hay, der immer mehr sich näherte. In dem Augenblicke, da er seinen mörderischen Rachen aufsperrte, tauchte er unter, entging ihm, und kam in einer Entfernung von 10 Toisen wieder zum Vorscheine. Er beschrieb darauf einen Zirkel

um ihn, in dem er langsam schwamm, und ihm von der Seite beyzukommen suchte. Der Hay, der sich bis zur Wuth erboßte, und seines Raubes gewiß war, schoß auf ihn zu, indem er sich auf die Seite neigte; denn der Schlund dieser Seeungeheuer ist von ihrer Schnautze so weit entfernt, daß sie nichts fassen können, ohne sich auf den Rücken zu werfen. Dieß war der Augenblick, auf den der tapfere Emanuel lauerte. Mit einer Gegenwart des Geistes, einem Muthe und einer Stärke, die weit über die menschlichen Kräfte zu seyn schienen, stieß er dem Raubfische das Messer in den Leib. Sein gefürchteter Rachen schloß sich, sein ungeheurer Schwanz peitschte ängstlich das schäumende Element, in welchem er schwamm; er verfolgte seine Beute nicht mehr; allein Emanuel verfolgte ihn nun selbst, und brachte ihm, unter dem Wasser schwimmend, noch verschiedene Wunden bey. Das Meer wurde von dem Blute des Hays gefärbt, seine Bewegungen wurden ohnmächtiger, er wälzte sich, schwamm über dem Wasser, und starb. Sieben Minuten hatte dieser außerordentliche Kampf gedauert. Die Besorgniß des Schiffsvolks war nun in laute Freude verwandelt; man zog den Emanuel an Bord, und jeder wünschte sich Glück, der Kamerade des tapfern Mannes zu seyn, der dieß fürchterliche Thier in seinem eigenen Elemente anzugreifen und zu überwinden gewagt hatte. So bald das todte Ungeheuer auf das Verdeck gewunden war, hieb ihm der Sieger den Kopf ab, schnitt ihm den Bauch

auf, zog das Bein seines Landsmanns heraus, und legte es zu seiner Leiche.

25.

Der Ambra.

Mit dieser Benennung belegt man verschiedene wohlriechende Substanzen von harz- oder gummiähnlicher Beschaffenheit. Einige meinen, der Bernstein habe ursprünglich diesen Nahmen geführt; allein dafür läßt sich kein Grund angeben, obgleich die Franzosen und Italiäner noch jetzt den Bernstein **gelbe Ambra** nennen.

Man hat weißen, braunen, gesprengten, schwarzen, rothen Ambra, und noch mehrere Arten. Der **graue Ambra** oder **Fischambra** ist es aber eigentlich, den man bisweilen im Caschellot oder Pottfische findet, bey welchem er im Unterleibe in besondern Beuteln liegt, welche mit den Geschlechtsgliedern und den Nieren zusammenhängen. Er besteht aus harten Kügelchen, die in einer öhlichten Feuchtigkeit von gelblicher Farbe schwimmen, und wovon eines bis vier in Einem Beutel sich befinden. Von seinem Ursprunge weiß man nichts Gewisses. Von einigen wurde er für Auswurf gewisser Vögel, von Andern für Auswurf von Wallfischen gehalten. Wieder andere meinen, es sey gar keine animalische Substanz, sondern ein Baumharz, oder eine Art Kampfer. Viele glaubten sogar, daß es ein Gemisch von Schaum, Wachs und Honig sey, welches durch die Bewegung des

Meeres und durch die Sonnenwärme zur Vollkommenheit gebracht würde.

Schon die Alten kannten diese Substanz, und waren ungewiß über ihren Ursprung. Plinius hielt sie für ein Fichtenharz. Theophrast war der erste, welcher sie für einen mineralischen Körper erklärte. Dieß that auch in neuern Zeiten Neumann. Er untersuchte den Ambra chymisch, und fand, daß er aus einer Mischung von Wasser, einem sauern Geiste, einer Art von Steinöhl, einem feinen erdigen Staube und etwas wenigem flüchtig saurem Salze besteht. Abeleven, ein Holländischer Statthalter auf Ternate meint, der Ambra sey ursprünglich ein flüssiges Erdöhl, welches aus dem Meeresgrunde hervorquille, sich bis zur Oberfläche erhebe, und daselbst durch die Wellen in beständiger Bewegung erhalten werde, bis es endlich durch das Meersalz und die Sonnenhitze eine gewisse Festigkeit erhalte, und nach und nach die Gestalt annehme, in der man es findet. Dieser Ursprung des Ambra, sagt Abeleven, erhält dadurch Wahrscheinlichkeit, daß ihm oft so viele fremde Körper beygemischt sind. Man findet z. B. darin kleine Steinchen, Muscheln, Schnecken, Insecten ꝛc. Rumpf bezeugt auch, daß er von einem Fischer ganz weichen Ambra bekommen habe.

Es wäre leicht, noch andere Meinungen über den Ursprung des Ambra anzuführen; aber das Resultat von allen ist bloß Vermuthung und nichts weniger als Gewißheit.

Man darf übrigens nicht glauben, daß aller Ambra im Caschelott oder überhaupt in Wallfischen gefunden werde. Eine beträchtliche Menge wird aus dem Meere gefischt. Man findet hauptsächlich in Ostindien, an den Moluckischen und Maldivischen Inseln rc., in Amerika z. B. am Gestade von Florida, ferner an den Afrikanischen Küsten, am Vorgebirge der guten Hoffnung, bey Madagaskar rc. vielen Ambra. Selbst an den Küsten von Frankreich, England und Norwegen soll bisweilen, besonders nach heftigen Stürmen, Ambra gefunden werden.

Der graue wird für den besten gehalten, und ist auch der theuerste. Er sieht lichtgrau aus, und hat feine weißliche Streifen; auch hier und da kleine gelbe Puncte. Sein Geruch ist lieblich. Dem Gefühle scheint er hart; sein specifisches Gewicht ist sehr gering. Guter unverfälschter Ambra zeigt sich auf dem Bruche uneben. Wenn man eine Nadel oder ein Messer heiß macht, und hineinsteckt, so muß der berührte Punct wie Talg zerfließen, und ein Oehl geben, das sehr angenehm riecht. In einem silbernen Löffel über Wachslicht geschmolzen, muß der Ambra leicht zerfließen, aber keine Blasen werfen. Die Farbe der Flüssigkeit muß braun seyn. An bloßem Feuer gehalten, brennt er hell, bis alles ohne Rückstand verzehrt ist. Verfälschter Ambra hinterläßt eine kohlenartige Substanz.

Der graue Ambra ist ein kostbarer Handelsartikel. Die Holländer bringen den meisten nach Europa, und verkaufen ihn in Unzen. Seiner erwärmenden Eigenschaften wegen dient er auch in

den

den Apotheken zu mancherley Arzneyen; sehr viel wird zur Verfertigung wohlriechender Essenzen und Pomaden angewendet.

26.

Feyerlichkeiten der gerichtlichen Zweykämpfe zwischen Edeln und Herren, nach dem Kampfgesetze Philipps des Schönen, vom Jahre 1306.

Wenn einer von Adel einen andern wegen eines Capitalverbrechens anklagen wollte, so mußte er seine Klage bey dem Könige, oder bey dem höchsten Gerichte, das im Nahmen des Königs über Edle und Herren Recht sprach, entweder selbst anbringen, oder anbringen lassen, und ersuchen, daß man den Beklagten vorfordern, und die Zeit und den Ort des Kampfes bestimmen wolle. Wenn der Beklagte erschien, so warf der Kläger in Gegenwart des Königs oder derer, die im Nahmen des Königs Gericht hielten, besonders des Connetable und der Marschälle des Reichs das so genannte Gage de Bataille hin, und erklärte, daß er in Ermangelung anderer Beweise seine Klage durch einen gerechten Zweykampf darthun wolle. Dieses Pfand des Kampfes bestand gewöhnlich in einem Handschuhe, als einem Symbol der Treue. Außer dem Handschuhe aber, der bisweilen blutig war, konnte man zu gleichem Zwecke eine Scherpe, einen Dolch, oder ein blutiges Schnupftuch brauchen. Wenn der Beklagte nicht für schuldig erkannt seyn wollte, so nahm er das hingeworfene

Pfand von der Erde auf, und warf dem Kläger ein ähnliches Pfand hin, welches dieser gleichfalls aufhob, und bis an den Tag des Kampfes aufbewährte. Hierauf wurde bey den Parteyen der Tag des Kampfes mit dem Bedeuten angekündigt, daß wer ohne unüberwindliche Hindernisse nicht erscheine, seiner Sache und Ehre verlustig seyn werde. Ueber dem mußten Kläger und Beklagter ein Unterpfand geben, oder Sicherheit stellen, daß sie sich einfinden, und das Reich nicht ohne höhere Erlaubniß verlassen wollten.

Gewöhnlich wurde der Tag des Kampfes zwey Monathe hinausgesetzt. Im ersten suchten die Verwandten und Freunde beyder Parteyen so wohl dem Kläger als den Beklagten vom Kampfe abzurathen, wenn sie sich anders nicht einer vollkommen gerechten Sache bewußt wären. Im zweyten Monathe schloß man die Kämpfer oft in eine Art von Gefängniß ein, damit sie über den Schritt, den sie thun wollten, in stiller Einsamkeit ernstlich nachdenken möchten, und schickte ihnen täglich verehrungswürdige Geistliche zu, die ihnen vorstellen mußten, in welche Gefahr sie Leib und Leben, Ehre und Seligkeit brächten, wenn sie wegen einer ungerechten Sache von der Gottheit durch eine schimpfliche Niederlage sollten gestraft werden. Oft gelang es den geistlichen Gewissensräthen, das Herz eines oder des andern Kämpfers zu rühren, und alsdann wurden gütliche Mittel zum Vergleiche oder zur Aussöhnung versucht. Wenn aber beyde Parteyen darauf bestanden, ihre Sache dem Gottesurtheile des Kampfes zu überlassen, so erschie-

nen sie an dem ihnen bestimmten Tage vor dem Kampfplatze.

Die Kampfplätze für ritterliche Streiter bestanden immer aus länglichen mit Schranken eingeschlossenen Vierecken, die ein Drittel länger, als breit, oder auch Ein Mahl so lang als breit, und für Kämpfer zu Pferde zweckmäßiger, als die ältesten zirkelförmigen waren. Bey gleicher oder ähnlicher Form waren die Kampfplätze nicht allenthalben von gleichem Umfange oder Flächeninhalte. In England waren sie 40 Schritte breit, und 60 lang, in Frankreich hingegen hatten sie eine doppelte Breite und Länge, oder dieselbige Breite, aber eine doppelte Länge.

Die Schranken dieses Kampfplatzes durfte keiner der Streitenden absichtlich überschreiten, ohne für überwunden erkannt zu werden; doch fährdete es die Kämpfer nicht, wenn sie etwa von ihren wilden Pferden über die Schranken hinausgerissen wurden. Um diese Schranken des Kampfplatzes waren in der Entfernung von einigen Schritten andere Schranken gezogen, damit zwischen den äußern und innern Schranken die Herolde oder Waffenkönige, die Marschälle und deren Begleiter die Streitenden beobachten, aber nicht hindern, und doch von dem übrigen Volke abgesondert seyn möchten.

Für den König oder Richter des Kampfes waren an den Schranken, und zwar in der Hälfte ihrer Länge hohe Bühnen errichtet, von welchen die Monarchen mit ihren Räthen und Begleitern die Kämpfenden übersehen konnten. So wie der

Platz von den Königen oder deren Stellvertretern bestimmt wurde, so wurden auch der Platz und die Schranken auf königliche Kosten bereitet und errichtet.

An den beyden Enden oder Eingängen der Schranken waren für die Kämpfer und deren Fürsprecher und Begleiter zwey Zelte aufgeschlagen, von welchen das des Klägers von der Bühne des Königs rechts, das des Beklagten aber links, und beyde einander gegenüber standen. In England aber stand das Zelt des Klägers alle Mahl gegen Osten, und das des Herausgeforderten stets gegen Westen.

An dem Tage des Kampfes mußte der Kläger vor Mittag vor den Schranken seyn, der Beklagte aber konnte eine Stunde später kommen. Wenn die Streitenden vor den Schranken angelangt waren, so rief der Herold oder Waffenkönig drey Mahl, erst daß der Herausforderer, und dann daß der Herausgeforderte in die Schranken reiten möchte. Bey dem Einreiten in den Kampfplatz wandte sich einer nach dem andern an den Connetable, oder an die Marschälle, oder an den Marschall und Aufseher des Kampfplatzes, und erklärten, daß sie der und der seyen, und gekommen wären, mit Hülfe des Heilandes, der heiligen Jungfrau und des guten Ritters Georg ihre Schuldigkeit zu thun, und ihren Widersacher die Gerechtigkeit ihrer Sache in einem gesetzmäßigen Kampfe zu beweisen. Beyde bathen, daß man ihnen ihren Antheil vom Kampfplatze, von Sonne und Wind geben, und dafür sorgen möchte, daß

der Gegner keine andere als gewöhnliche Waffen und Rüstungen, und auch keine Zauberwerke an sich trage; ferner, daß es ihnen erlaubt sey, für sich und ihre Pferde auf einen ganzen Tag Nahrungsmittel und Getränke in ihre Zelte bringen zu lassen; endlich, wenn an dem ersten Tage bis Sonnenuntergang der Streit nicht entschieden seyn sollte, daß ihnen am folgenden Tage eben so viele Stunden zum Kampfe zugestanden würden, als am ersten die Feyerlichkeiten weggenommen hätten. Der Herausgeforderte besonders verlangte nach alter Sitte, daß es ihm frey stehen möge, zu Fuße oder zu Pferde, und mit welchen Waffen, und in welchen Rüstungen er wolle, zu kämpfen. In alten Zeiten mußten die Streitenden, indem sie in die Schranken einritten, alle ihre Waffen selbst tragen; Philipp der Schöne aber gestattete, daß sie sich Schild, Lanze, Schwert und alle übrigen gebräuchlichen Waffen vortragen lassen konnten, welches gewöhnlich von den Freunden und Verwandten der Kämpfer, die in der Folge Pathen, und noch später Secundanten genannt wurden, und wenn die Streiter sehr berühmte Ritter waren, von viel vornehmern Herren geschah, als sie selbst waren.

Wenn die Streitenden in die Schranken eingeritten waren, so näherten sie sich der Bühne des Königs oder derjenigen, die der König an seiner Stelle als Kampfrichter verordnet hatte. Auf Befehl des Fürsten oder seiner Stellvertreter wurde dem Kämpfenden, der vorritt, das Visir geöffnet, und zugleich erklärte jeder Streiter, wer er sey,

und in welcher Absicht er sich eingefunden habe. Wenn beydes geschehen war, so stiegen sie einer nach dem andern in ihr Zelt ab, und der oder die Herolde wiederhohlten die Schreys, die sie schon einmahl bey der Ankunft der Kämpfer vor den Schranken gethan hatten, und kurz vor dem Anfange des Kampfes zum dritten Mahl thaten. Sie riefen nähmlich, indem sie vor oder gar auf den Thoren der Schranken standen, mit lauter Stimme: höret, höret (or oez, or oez) ihr Ritter, Knappen, und wer ihr sonst hier seyd: der König, unser Herr, gebiethet bey Strafe, Vermögen, Leib und Leben zu verlieren, daß keiner Degen und Rüstung trage, diejenigen ausgenommen, welche der König als Hüther des Kampfplatzes bestellt oder denen er es selbst erlaubt hat; daß keiner während des Kampfes bey Strafe, daß Ritter ihre Pferde, und Gemeine ein Ohr verlieren sollen, in die Schranken gehe, und sich nicht einmahl auf oder über die Schranken lege; daß ein jeder bey Strafe, die Hand zu verlieren, sich auf Bänke oder auf die Erde hinsetze, damit alle die Streitenden sehen können; daß endlich niemand, der nicht Leben und Vermögen verwirken will, rufe, oder huste, oder räuspere, oder rede, oder sonst ein anderes Zeichen von sich gebe.

Wenn der Herold oder die Waffenkönige diese Verbothe zum zweyten Mahle ausgerufen hatte, dann kam erst Kläger, und nach ihm der Beklagte mit geöffnetem Visir, und vollkommen bewaffnet, und kniete unter der Bühne des Königs oder des Richters vor einem reichen Stuhle nieder, auf wel-

chem ein Crucifix und ein te igitur lagen, und an dessen rechter Seite ein Priester oder Ordensgeistlicher stand. Dieser erinnerte den knieenden Kämpfer an die Eide, die er thun werde, an die Gefahren, denen er sich aussetze, an die Leiden des Weltheilands, und ermahnte ihn endlich, sich die Gnade des Erlösers zu erflehen, wenn er eine gerechte Sache habe. Bey den letzten Worten legte der Marschall des Kampfes die rechte Hand des Kämpfers auf das Crucifix, die linke auf das te igitur, und ließ ihn auf die Leiden Christi, auf das heilige Evangelium, auf den christlichen Glauben und auf die Taufe schwören, daß er eine gute und gerechte Sache habe. Wenn beyde Parteyen eben diesen Eid, ein jeder besonders, noch ein Mahl geschworen hatten, dann wurden sie zugleich zum dritten und fürchterlichsten Eide gerufen. Beyde mußten vor dem Crucifix und dem te igitur niederknien, beyden zog der Marschall die Handschuhe aus, und legte sie auf das Crucifix. In dieser Stellung ermahnte der Geistliche die Streitenden nochmahls, ihr Vorhaben wohl zu bedenken, und wenn einer von beyden keine gute Sache habe, sich lieber der Gnade des Königs, als der Gerechtigkeit Gottes zu übergeben. Nach dieser Ermahnung fragte der Marschall einen nach dem andern, ob er zum letzten Mahle schwören wolle, und wenn alsdann einer der Streitenden zu schwören Bedenken trug, so nahm ihn der König zu Gnaden an, um ihm entweder eine Buße aufzulegen, oder sonst sein Schicksal zu entscheiden. Bestanden aber beyde darauf, zu schwören und zu streiten,

so schwor erst der Kläger, und dann der Beklagte nach dem Formular, das der Marschall vorlas:

Ich N. N. schwöre auf dieses Bild der Leiden unsers Heilands, auf das Evangelium, was hier liegt, auf die Taufe, die ich von Gott empfangen habe, auf die Freuden des Himmels, denen ich im Falle des Meineides gegen die Marter der Hölle entsage, auf meine Seele, mein Leben und meine Ehre, daß ich eine gute Sache gegen diesen falschen Verräther, oder Mörder, oder Meineidigen und Lügner, den ich hier vor mir sehe, zu vertheidigen habe *), wofür ich Gott, meinen Richter, die heilige Jungfrau, und den guten Ritter Georg zu Zeugen rufe, und bey eben diesen Eiden und Zeugen betheure ich, daß ich weder Worte, noch Steine oder Kräuter, weder Beschwörungen noch andere Zauberwerke an mir und meinem Pferde trage, oder tragen werde, und daß ich meine einzige Hülfe auf Gott, auf meine gerechte Sache, auf meine Stärke, mein Pferd und meine Waffen setze; und hierauf küsse ich dieß Kreuz und dieß Evangelium, und schweige.

Wenn der Beklagte auf gleiche Art geschworen, und das Crucifix und te igitur geküßt hatte, dann legte der Marschall die Hände der Streitenden in einander, ließ beyde noch einmahl bey Gott,

*) Der Beklagte erklärte, daß er falscher und boßhafter Weise wäre angeklagt, und zum Kampfe gefordert worden.

der heiligen Jungfrau und dem heiligen Georg betheuern, daß sie eine gerechte Sache vertheidigten, und ließ sie zum letzten Mahle das Crucifix küssen, worauf ein jeder wieder in sein Zelt ging, und sich zum nahen Kampfe rüstete. Bevor aber dieser anging, geboth der Waffenkönig den Zuschauern zum letzten Mahle Stillschweigen, trat dann in die Mitte des Kampfplatzes, und rief drey Mahl, thut euer Schuldigkeit. Bey diesem Schrey sprangen die Streiter aus ihren Zelten hervor, die gleich über die Schranken geworfen wurden. Zuletzt rief der Marschall, indem er wegging: laßt sie gehen! laßt sie gehen! laßt sie gehen! und warf den Handschuh auf den Platz hin. Indem dieses geschah, stiegen die Kämpfer zu Pferde, ihre Freunde hingegen zogen sich zurück, nachdem sie den Streitenden ein Brot und eine kleine Flasche Wein in ein Tuch eingewickelt zurückgelassen hatten.

Nach Philipps des Schönen Verordnung war der Kampf geendigt, und der Sieg entschieden, wenn einer der Streitenden sich ergab, und für schuldig erkannte, oder wenn einer auf dem Platze blieb, oder wenn einer todt oder lebendig über die Schranken hinausgetrieben oder hinausgeworfen wurde. In allen diesen Fällen gehörte der Ueberwundene dem Könige oder dem Richter zu, der über sein Leben und seine Ehre einen Ausspruch thun, und wenn er lebte, ihn auch begnadigen konnte. Dem Ueberwundenen aber mochte geschehen, was da wollte, so wurde der Sieger für unschuldig erkannt. Er erhielt die Pfänder wieder, die er gegeben hatte, und konnte in voller Rüstung und

mit den Waffen, womit er seinen Gegner erlegt hatte, zum Kampfplatz hinaus reiten.

Der König, oder wer sonst Vorsitzer des Kampfes und Richter der Kämpfenden war, hatte während des Kampfes einen vergoldeten Zepter in der Hand, den er unter die Streitenden warf, wenn er sie trennen, und die Entscheidung ihrer Sache auf sich nehmen wollte. Gewöhnlich wurde der Sieger von den Vorsitzern und Richtern des Kampfes, gewiß aber von dem Gefolge von Freunden, die er mitgebracht hatte, mit froher Siegesmusik nach der vornehmsten Kirche der Stadt, in welcher man gekämpfet hatte, hinbegleitet, wo der Sieger der Gottheit für den erhaltenen Sieg dankte, und seine Waffen zum Andenken der göttlichen Gnade und seiner eigenen Tapferkeit aufhing.

In Deutschland wurden, außer einigen unbedeutenden Abänderungen, die nähmlichen Feyerlichkeiten bey dem gerichtlichen Zweykampfe beobachtet. Ein Beyspiel von der Stadt Schwäbisch-Hall, welche, nebst Würzburg und Anspach, vom Kaiser die Erlaubniß, Kampfgerichte zu halten, erlanget hatten. Wenn zwey Ritter um Ehre und Glimpf mit einander kämpfen wollten, und beyde den Rath in Schwäbisch-Hall um Platz und Schirm bathen, so mahnte der Rath die Streiter ernstlich von ihrem Vorhaben ab. Wiederhohlten sie aber ihre Bitte, so wurde ihnen ihr Gesuch bewilligt, und zugleich der Tag des Kampfes, und die Zahl von Freunden und Verwandten, die ein jeder mitbringen durfte, bestimmt. Vor dem Tage des Kampfes ließ der Rath den Marktplatz mit Schran-

ken umgeben, und mit Sand überschütten. Ueberdem wurde für einen jeden Streiter ein Zelt oder eine Hütte errichtet, und zugleich für beyde eine Todtenbahre mit Kerzen, Leichentüchern und was sonst zu einer Leiche gehörte, bereitet.

27.

Das Federharz.

Dieses ist eines der sonderbarsten Producte des Pflanzenreichs, und heißt, von seiner außerordentlichen Biegsamkeit und Federkraft, Federharz, oder gummi elasticum, auch Cayennisches Harz von der Insel Cayenne in Südamerika, welche gegen das Jahr 1675 von den Franzosen angebaut wurde. Wir erhalten es aus verschiedenen Gegenden von Südamerika und Asien, und bis jetzt kennen wir keine Materie, die bey so vieler Geschmeidigkeit zugleich eine so große Elastizität besitzt, und sich weder in Wasser, noch im Weingeiste oder andern dergleichen Materie auflöst.

Dieses Harz wird von einem Baume gewonnen, der gegen eine Elle dick wird, gerade in die Höhe und hoch wächst, und nur oben eine grüne Krone von langen und ziemlich breiten Blättern hat; seine Rinde ist schuppenartig und einem Tannenzapfen ähnlich. Die Frucht ist dreyeckig, und schließt drey Körner in sich, die an Gestalt den Mandeln ähnlich sind.

Man macht Einschnitte in den Baum, und aus diesen quillt dann das Harz, welchem man

eine beliebige Form gibt. Das Südamerikanische hat eine dunkelbräunlich schwarze Farbe, die auch etwas ins Grünliche fällt; die auswendige Seite hat einen matten Glanz, die inwendige ist rauh. Die Form, in welcher wir es erhalten, ist etwas länglich, rund und hohl — flaschenförmig, mit regelmäßigen Streifen, die auf die äußere Seite eingedrückt sind. Aus China bringt man welches, das blau, gelb und roth ist, in Gestalt von Kugeln; dieses hat einen schönen Glanz, allein es hat bey weitem nicht so viel Federkraft.

Die außerordentliche Federkraft und Biegsamkeit ist das Merkwürdigste an diesem Producte. Man mag es ausdehnen und zusammendrücken, so viel man will, es wird immer seine Gestalt wieder annehmen. Man kann es dermaßen ausdehnen, daß es durchsichtig wird, und es springt in die vorige Form zurück. Man soll ein Stückchen eilf Mahl länger ausdehnen können, ehe es zerreißt.

Aus diesem Harze machen die Indianer Fackeln, die ohne Docht wie Speck brennen, ohne zu prasseln, und eine helle Flamme von sich geben. Sie überziehen mit demselben Leinwand, die wie bey uns die Wachsleinwand gebraucht wird.

An dem Amazonenflusse machen die Indianer eine Art Stiefeln aus diesem Harze, die wie beräuchertes Leder aussehen und kein Wasser durchlassen. Auch werden Flaschen daraus gemacht, aus welchen man die hinein gegossene Flüssigkeit durchs Zusammendrücken herausspringen lassen kann.

Es ist sehr dienlich, Bleystift und andern Schmutz vom Papiere genau wegzunehmen, und wenn etwas, mit Tinte geschrieben, ausradirt wird, so kann man auf die Stelle wieder schreiben, wenn man sie mit Gummiglatt reibt. Auch frisch geschriebene Tinte kann man damit abreiben, so bald sie noch nicht tief ins Papier eingedrungen ist.

28.

Zwey merkwürdige Automate.

Unter den außerordentlich kostbaren Geschenken, welche die Engländer jüngst von Indien aus an den Chinesischen Hof geschickt haben, befinden sich zwey Uhren von gleicher Form, aus deren Beschreibung man auf den Werth der übrigen Geschenke wird schließen können.

Diese Uhren haben die Gestalt eines Wagens, in welchem ein niedliches Mädchen in einer reitzenden Stellung sitzt. Mit ihrer rechten Hand lehnt sie sich an den Rand des Wagens, unter welchem eine meisterhaft gearbeitete Uhr, kaum von der Größe eines Schillings angebracht ist, die genau die Stunden schlägt, repetirt, und acht Tage lang ununterbrochen fortläuft. Auf dem Finger des Mädchens sitzt ein kleiner Vogel, besetzt mit Diamanten und Rubinen, der die Fittiche zum Auffliegen ausbreitet, und mit ihnen augenblicklich flattert, so bald ein kleiner diamantener Knopf berührt wird. Der Körper des Vogels, der dem Ganzen Leben gibt, indem er einen Theil des Uhrwerks enthält, ist ein Wunder der Kunst. Seine

Größe kommt kaum dem sechzehnten Theile eines Zolls nahe!

In der andern Hand hält das Mädchen eine goldene Röhre, von der Dicke einer starken Nadel, auf deren Spitze sich ein rundes, mit Diamanten geschmücktes Zierath befindet, das die Größe eines Sixpence=Stücks hat, und sich drey Stunden lang regelmäßig in einem Kreise herumdreht. Hinter dem Mädchen steht eine schöne Sclavinn, welche einen großen Sonnenschirm über ihren Kopf ausbreitet. Der Sonnenschirm ist doppelt. Unter dem größern, der weit hervorragt, befindet sich eine Glocke, welche man nicht bemerkt, und mit dem Ganzen in keiner Verbindung zu seyn scheint. Aber durch einen bewundernswürdigen Mechanismus wird sie von einem Hammer berührt, der die Stunden regelmäßig angibt, und, so bald man ein diamantenes Knöpfchen anstößt, ertönt sie nach Belieben.

Zu den Füßen des Mädchens, steht ein kleiner goldner Hund; vor dem Wagen selbst aber sind an spiralförmige Springfedern zwey Vögel gespannt, welche ihr prächtiges Gefieder ausbreiten, und den Wagen fortzuziehen scheinen. Dieser kann durch ein verborgenes Uhrwerk, in gerader oder kreisförmiger Richtung, fortgerollt werden. Ein kleiner Knabe, der sich hinterwärts an den Wagen lehnt, scheint ihn fortschieben zu wollen.

Hoch über dem Sonnenschirme vereinigen sich Blumengewinde und mannigfaltige Zierathen von Perlen, Rubinen und andern Edelsteinen zu einer Spitze, auf welcher ein Drache schwebt, der eben=

falls aus den kostbarsten Orientalischen Edelsteinen zusammengesetzt ist. Beyde Uhren, welche, als Automate, die größte Bewunderung verdienen, sind von Gold, und mit zahllosen Juwelen besetzt.

29.

Erste Ertheilung der Grafenwürde in Spanien.

Als König Alfonso XI. von Castilien seinen Günstling Alvaro Nunez Ossorio, 1326, zum Grafen von Trastamara ernannte — es war die erste Ertheilung der Grafenwürde — saß er auf einem erhöheten Sitze, und ließ sich eine Schale mit Wein und drey Brotschnitte bringen. Darauf sprach er zu Ossorio: esset, Graf! Und Ossorio antwortete: esset, König! So wurde von beyden drey Mahl gesprochen, und sie aßen zusammen die Brotschnitten. Alle Umstehenden sprachen alsdann: schaut den Grafen! schaut den Grafen! Dieser führte von nun an das Banner und einen gräflichen Hofstaat.

30.

Die Wasserfälle bey Trollhätta.

Das Dorf Trollhätta liegt zwischen Gothenburg und Lidköping. Reiset man aus Koppenhagen zu Lande nach Norwegen, oder auch über Gothenburg den so genannten westlichen Weg nach Stockholm; so ist es nur ein Umweg von drey bis vier Meilen, über Trollhätta zu gehen. Die-

ſer Ort iſt von Seiten der Natur wohl das Sehenswertheſte in ganz Schweden, vielleicht im ganzen Norden unſers Erdballs überhaupt.

Schweden hat ſonſt noch eine beträchtliche Anzahl ſehr ſehenswerther und Grauſen erregender Waſſerfälle; aber es gibt in der ganzen Natur nichts Schauderhafteres, und den Zuſchauer vor Entſetzen gleichſam Verſteinerndes, als den fürchterlich hohen, und wohl in keiner Menſchenſprache beſchreibbaren Elfcarlsby's-Waſſerfall der Dal-Elbe (eines Fluſſes), vierzehn Schwediſche Meilen nördlich über Stockholm, an deſſen ewig donnerndem und den Felſenboden erſchütterndem Ufer ein Mehlmüller wohnt.

Dieſer ungeheure Waſſerfall liegt diesſeits der Stadt Gefle. Einſt fuhren ſieben Männer, Weiber und Kinder hier über die Dal-Elbe. Sie laſſen das eine Ruder fallen, ſchreyen (das kann man nicht hören), ſie heben die Hände zum Himmel und zu den am Ufer ſtehenden Zuſchauern um Hülfe. Der Zug des Stromes reißt des Both fort, und — ſie fahren hinab in den Höllenſchlund. So erzählt man dort.

Das Dorf Trollhätta iſt am linken Ufer der Gothiſchen Elbe, längs ihren drey Waſſerfällen, welche die Trollhätta-Fälle genannt werden, auf und zwiſchen kahlen Steinwaſſer und Klippen erbaut, über die man, wie es dem Ungewohnten ſcheint, mit Lebensgefahr von einem Hauſe zum andern klettern muß, über welche aber die Eingebornen mit ihren klappernden Holzſchuhen wie leichtfüßige Rehe laufen, ſo daß man ihnen,

wenn

wenn man auch im Ersteigen der Felsen nicht ungeübt ist, nicht nachkommen kann.

Mitten durch das sehr lange Dorf ist jedoch eine herrliche Fahrstraße, theils ausgehauen, theils mit Pulver ausgesprengt. Auch hat das Dorf einen ungemein guten Gasthof zur Bewirthung der Reisenden. Die schönen Häuser liegen weit von einander auf einem schauderhaft, löcherigen und gefährlichen Boden, zwischen lauter Klippen, wo oft weit hin fast keine Hand voll Erde und kein Grashalm zu sehen ist. Hier klimmen und springen selbst die kleinen Kinder gleich jungen Gemsen an den Abgründen herum, daß einem die Haare zu Berge stehen. Sieht man den fürchterlichen Felsenboden zwischen den Wohnungen, ferner unten im Dorfe den alten und den neuen durch die Felsen gesprengten Kanal, der oft haustief, aber nirgend mit einer Brustwehr versehen ist, und an welchem ganz dicht hin ein holperiger Fußpfad auf und nieder geht; sieht man überdieß hart an den Häusern die schroffen Ufer der schrecklichen Wasserfälle: so sollte man glauben, hier könne schlechterdings kein Kind dem Tode entgehen. Und doch hört man hier kaum von mehrern Unglücksfällen der Kinder und der Alten, als anderwärts im flachen Lande. So viel vermag tägliche Gewöhnung an Gefahren, und daraus entstehende Unzaghaftigkeit.

Die drey natürlichen Wasserfälle bey Trollhätta liegen innerhalb einer Länge von drey hundert Ellen aus einander.

Der oberste Wassersturz fällt zu beyden Seiten einer freundlichen, mit Wald bedeckten Insel. Vor einiger Zeit hatte jemand vom jenseitigen Ufer des Stroms im Bothe einen Hund mit nach Trollhätta genommen, und ihn bey der Rückkehr vergessen. Das treue Thier suchte lange Zeit seinen Herrn vergebens. Endlich wollte es nach dessen Wohnung hinüber schwimmen, ging aber allzunahe bey dem Wasserfalle in den Strom. Der Zug ergriff es in der Mitte desselben, warf es aber an diese, oberhalb ganz flache, Insel. Kein Mensch konnte den Hund retten. Man warf ihm jedoch aus Mitleiden von dem jenseitigen hohen Felsenufer, zwischen welchem und der Insel der Wasserfall nicht so breit ist, als diesseits, von Zeit zu Zeit große Stücken Brot auf seine Insel. Und so hat man ihn drey Wochen lang daselbst lebend gesehen, worauf er Hungers gestorben, oder auch von den Fluthen, als er saufen wollte, hinabgerissen worden seyn mag. Von den drey Inseln, die in und zwischen den beyden obersten Wasserfällen liegen, könnte kein König ans Ufer gehohlt und gerettet werden, auch wenn man alle Schätze der Erde böthe. So weit hinaufwärts und so unwiderstehlich reißt der Strom oberhalb der Wasserfälle zwischen denselben alles fort.

Einst wurde ein Mensch in einem Bothe oberhalb des Falles vom Zuge des Wassers fortgerafft, und an eine dieser Inseln verschlagen. Keine menschliche Macht konnte dem Unglücklichen helfen. Fast drey Tage lebte er so im Angesicht der trauernden Zuschauer. Endlich gab er durch Zei-

chen (denn hören kann man bey diesem ununterbrochenen Wasserdonner nichts) zu verstehen, man solle ihn erschießen. Wenige Menschen wollten es nicht auf sich nehmen, seine klägliche Bitte zu erfüllen; denn kein Einzelner konnte den Gedanken ertragen, daß er den elenden Mitbruder getödtet habe. Es kam also eine ganze Menge Menschen mit Büchsen, die man ihm zeigte, am nächsten Ufer zusammen. Er kniete nieder, bethete und empfahl seinen Geist in die Hände des allerbarmenden Vaters. Dann setzte er sich in Stellung, entblößte die Brust, und winkte, ihn von dem Hungertode, der ihn schon so fürchterlich quälte, zu erlösen. Einer der Zuschauer gab darauf ein Zeichen, und nun schoßen alle zugleich auf den Rettungslosen. Er fiel.

Beym obersten Falle stürzt der Elbstrom nicht steil, sondern läuft nur schnell über seinen sehr schräg und allmählig abhangenden Felsengrund hernieder. Gewaltig, furchtbar und hochempört wälzt sich mit einer ungeheuern Schnelligkeit Woge über Woge herab, so daß man wie schwindelnd und geblendet die einzelne mit den Augen nicht verfolgen kann. Und diese Wogen scheinen schon vom Anfange des Falles an, bis sie fern vom Falle, endlich wieder zur Ruhe gelangen, und dann einen glatten Wasserspiegel bilden, nichts als Schaum, einzelne düstre Streifen in Abschusse, wie im dem Strudel, ausgenommen. Unten stürzen sie gräßlich wild und donnernd über, unter und durch einander hin. Die unendlich kleinen in der Luft emporgespritzten Tropfen, dieser Staubregen von un-

ten nach oben hinauf steigt drey bis vier Häuser hoch gen Himmel empor.

Wenn, da man diese Fälle besieht, die Sonne darein scheint, so werden die Augen von dem über alle Beschreibung weißen Glanze des Schaumes geblendet. Er ist, besonders so im blickenden Sonnenscheine gesehen, ein furchtbar schöner Anblick; ein milder Regenbogen, hoch oben in den emporsprühenden Staubwolken gebildet, erhöht seine Reitze.

Sehr schräg also läuft der Strom den obersten Wasserfall hinab. Eine Woge peitscht, verdrängt, verschlingt, vergräbt die andere; Wasserhügel steigen und Schlünde gähnen auf, und das alles mit einer so wüthenden Schnelligkeit, daß das Auge des Schauers keine Sehkraft, und die menschliche Sprache keinen Ausdruck dafür hat. Plötzlich und auf Ein Mahl ist der ganze vorher höchst finstre Strom milchweiß. Schrecklich tosende Brandung sprüht hoch hinan an das unerschütterliche Felsenufer Trollhättas, und bestürmt es mit immer neuem, immer ohnmächtigen Fluthengetöse.

Ungern scheidet man von dem ersten, nur dumpf tosenden Wasserfalle, aber mit der Stimme eines siebenfachen Donners ruft der dröhnende zweyte oder **mittlere** und bey weitem majestätischeste, welchen der gemeine Schwede von alten Zeiten her den **Teufelsfall** nennt.

Gegen ihn schwindet alle Größe und Erhabenheit dessen, was Menschenhände in alten und neuen Zeiten hervorgebracht, und stolz gen Himmel em-

vor gethürmt haben; gegen ihn schwindet alles in Nichts, oder scheint wenigstens kleinlich, ein kindisches Spielwerk.

Man denke sich einen breiten tiefen Strom, der die größten Kauffarteyschiffe, ja Kriegsschiffe tragen würde, könnten sie nur hineingebracht werden. Vier und zwanzig größere und kleinere Flüße fallen in den Wenersee, deren gesammtes Wasser der Strom der Gothischen Elbe in sich vereinigt. Von dieser mächtigen und oberhalb der Fälle schiffbaren Wassermasse stürzen ungefähr zwey Drittheile zwischen einer Klippeninsel und dem linken Ufer am Dorfe Trollhätta, und stürzen auf Ein Mahl eng zusammen gezwängt und arbeitend, als ob sie, um sich Luft zu machen, die hohen Felsenwände aus einander sprengen wollten, mit wüthender Gewalt, nicht senkrecht, doch aber sehr steil die Höhe eines Pallastes hinab in den grundlosen, kochenden Höllenstrudel.

Kurze, aber dicke und runde Balken werden im Beyseyn von Fremden, gegen ein Trinkgeld oberhalb des Falles ins Wasser geworfen. Mit Blitzesschnelle schläudert sie die Fluth hinab in die schäumende Tiefe; deren Anblick noch grauser und weit wundervoller ist, als beym obersten Falle. Jetzt verschwinden sie, und nach einer langen Zeit erst, und weit davon kommen sie endlich wieder zum Vorscheine. Hierauf gerathen sie aber fast immer in den stillen Wirbel einer kleinen Bucht, in welchem sie sich Wochen, ja Monathe lang in dem nähmlichen Kreise herumdrehen, oder auch zuwei-

len sich dem Ufer so nähern, daß sie mit langen Haken herangezogen werden.

Man hat mehrmahls alte, untauglich gewordene Schiffe vorsätzlich in den obersten Wasserfall hinabgelassen. Die Menge der Zuschauer stand am Rande des Falles. Da wurde durch Trompetenschall das Zeichen gegeben, oben das ausgeräumte Schiff durch Bothe hinüber in dem Strom gezogen, und diesem überlassen. Feyerlich langsam schwamm es Anfangs daher; bald bemerkte man, daß der Zug es ergriff; schneller, und immer schneller, schwankender und reißender eilte es nun seinem unaufhaltbaren Untergange zu. Jetzt war es am obersten Rande des Abhanges, in eben demselben Augenblicke aber auch schon den verfolgenden Blicken der staunenden Späher unter dumpfem Grausen erregenden Getöne verschwunden und — Gott nur weiß es, wie tief — hinab gedonnert in unermeßliche Schlünde, die der Wassersturz ausgewühlt hat. Eine lange Weile war auch keine Spur von ihm und seinen Masten zu sehen. Endlich erschien weit unterhalb des Falles und in dem schon beruhigten Gewässer — das Schiff? — nein! viele tausend Mahl tausend zerstreute, kleine Trümmerchen und Splitter des Schiffes, wie der Führer, der dieses erzählt, sich auszudrücken pflegt.

Mitten im zweyten Wasserfalle liegt ein Fels. Könnte eine Brücke auf ihn hinüber geschlagen werden, so wäre der Stand auf diesem sehr schmalen Felseneylande einer der furchtbar schönsten auf Gottes Erde. Grausen und Entsetzen vermischt mit stum-

men Staunen und Entzücken, wurde einer da ergreifen. Wahre Brandungswogen schlagen mit dem dumpfen Gebrülle des Donners gegen die hohe und schroffe Klippeninsel empor. Am Ufer Trollhättas zittert schon das felsige Land, wie bey einem Erdbeben, unter den wankenden Füßen. Jeden Augenblick scheint die empörte Masse der rasenden Fluthen den kleinen Felsen aus seinen Wurzeln heben, hinabschmettern, in des unergründlichen Strudels Höllentrichter begraben, und auf ewig den Augen der Sterblichen entreißen zu wollen. So furchtbar stürmt die eng zusammen gedämmte, in hügelgleiche, zischende und donnernde Brandungswogen sich umbildende Fluth gegen ihn an. Aber dieser Berg Gottes, der Fuß in Ungewittern, das Haupt in Sonnenstrahlen, steht seit Jahrtausenden majestätisch und unerschütterlich.

Unterhalb steht dieser schwarzbraune Fels etwa vier Stockwerk hoch über den Strudel hervor, und ist völlig senkrecht abgeschnitten. Seine Oberfläche ist beynahe eben, und erhebt sich in allmähliger Abdachung über das Wasser, indem der Abhang und Sturz desselben erst bey dieser Klippe anfängt. Aber schon weit vor dem eigentlichen Falle ist der Zug des Stromes fürchterlich schnell und gewaltsam. Gräßliche Wogen laufen gleichsam Sturm an des Felsens Abdachung, dringen, vom Zuge des Wassers hinauf geschläudert, hoch und weit über ihn hin, zerschellen aber augenblicklich darauf an seiner Scheitel in Staub, stürzen, so zerborsten, als ein weißer Schaum hernieder in

den Wasserfall, und bilden eine Menge kleiner Wasserfälle von des Felsens Oberfläche und steilem Seitenabhange hernieder. Zur Seite desselben raset der wogende Wassersturz gleichfalls, aber seine hoch hinan geschläuderten Brandungen zerstäuben an seiner diamantharten Klippenmauer eben so in Tröpfchen, und ein großer Theil derselben verschwindet als Nebel in der Luft.

Unter dem Wasserfalle und der Klippe dampft, brauset und tobt der blendend weiße, kochende Strudel, daß keine menschliche Zunge und Feder es zu beschreiben, kein Mahler es darzustellen vermag. Es scheint ein Kampf der empörten Elemente, um einander zu vernichten. Berge springen empor, und schwarze Klüfte öffnen sich, aber jeden Augenblick ist jegliche Stelle verändert. Von unten aus diesem Strudel empor, und von den Seiten der Klippeninsel aus dem eigentlichen Wasserfalle hinan spritzen die donnernden Wogen, in deren Nähe man nicht mit einander reden, ja sein eigenes lautestes Rufen nicht hören kann, ihren Regen oder Nebel sehr hoch über die Scheitel der Felseninsel hinaus in die Lüfte, und befeuchten die Insel und ihre kleinen Nadelbäume mit einer ewigen Nässe. Denn wer sollte es glauben? Bäumchen, ohne alles Aufhören Tag und Nacht stark benetzt, pflanzen auf dieser Klippe sich fort. Es steht einzeln zerstreut eine ganze Anzahl, deren einige zwey Klafter hoch sind, triefend von dem Staubregen in schöner Grüne, und im Scheine der Sonne gleichsam mit blinkenden Diamanten und Perlen bestreut, auf dem ganz nackten und nur hier und

da mit etwas lichtgrünem Moose bekleideten Felsen. Ein sehr hellweißer, abgestorbener, und zwischen grünen Bäumchen beträchtlich hervorragender ästiger Stamm erhöht durch sein Abstehendes das Vergnügen der Aussicht auf diese Zauberinsel.

Man wird, auch wo man weit höher steht, als diese Insel, in der heitersten Luft so beregnet, daß man auch bey dem brennend heißen Sonnenscheine vor Nässe der Kleidung und Kälte der Luft bis zum Zittern friert.

Ist der Strom angeschwollen, so gewährt der Sturz und unten sein Wirbel einen noch schauderhaftern Anblick, und es werden alsdann die Bäume auf der Klippe noch stärker befeuchtet.

Weit prächtiger noch soll sich diese Klippe, wie auch das diesseitige Felsenufer beym Sonnenscheine ausnehmen, wenn im härtesten Winter beyde mit Eise von der an und über einander schlagenden Wogen bedeckt sind, welches die allersonderbarsten Glanz- und Krystallgestalten bilden soll. Lange aber vermag kein Auge diese Blendung in der Nähe zu ertragen.

Erschütternd groß und furchtbar prachtvoll, begeisternd bis zum Niederfallen und zum Anbethen der Allmacht, die man kaum irgendwo näher und gewaltiger empfinden kann, ist das Schauspiel der Natur zu Trollhätta. Gewiß! schon allein dieses verdiente, daß man aus fremden Ländern dahin reisete!

31.

Der Smum oder Samiel.

Mit diesem Nahmen belegt man jenen tödtenden Wind, der zwar vorzüglich in der Arabischen Wüste herrscht, aber doch auch nicht selten in den benachbarten Ländern, in Persien, in Aegypten, und selbst auf der Insel Candia empfunden wird. Dieser giftige Wind kommt alle Mahl über brennende Wüsten her, und hat daher eben so wenig, als die Wüsten, über welche er wegstreicht, dieselbige Richtung. In Mekka kommt er aus Osten, zu Bagdad aus Westen, zu Surat aus Norden, und zu Cairo aus Südwesten, nach welcher Gegend hin die Libischen Wüsten liegen. Der Smum tödtet nicht bloß durch erstickende Hitze, sondern durch giftige Dünste, die er in den Wüsten aufgesammelt hat; denn man erkennt sein Herannahen an schweflichen Geruchen, und an der röthlichen, gleichsam entzündeten Farbe der von ihm verpesteten Luft: zugleich kündiget er sich mit einem starken Geräusche an. Diejenigen, die er trifft, stürzen sogleich todt nieder. Das Auffallendste bey diesem Winde ist, daß er nicht nur augenblicklich tödtet, sondern daß die Körper derjenigen, die daran sterben, inwendig gleichsam aufgelöset sind, ohne daß man äußerlich eine Veränderung der Farbe bemerkt. Sieht man solche Leichname liegen, so glaubt man nicht, daß sie todt sind, sondern man wähnt, sie schlafen; wenn man sie aber bey einem Arme oder Beine anfaßt, so reißen diese Theile los, und man behält sie in der Hand. Im Jahre 1674

fand einer von denjenigen Bothen, die man in Persien Schakir oder Läufer nennt, auf seiner Reise von Basra nach Ormus einen andern solchen Läufer, den er kannte. Dieser lag auf der Erde, und hatte ein Packet Briefe in der Hand. Er glaubte, daß er schliefe, wollte ihn daher aufwecken, und ergriff ihn beym Arme; allein wie groß war sein Schrecken, als sich der Arm vom Körper trennte, und er denselben in der Hand behielt! Er befühlte ihn alsdann an andern Stellen, und es kam ihn nicht anders vor, als wenn er in Asche griffe, so locker war der ganze Körper! — So gefährlich nun aber dieser Wind ist, so kann man sich doch vor demselben in Acht nehmen. Da man ihn von Ferne mit einem heftigen Brausen kommen hört, so darf man nur schnell den Kopf in ein Tuch einwickeln, sich auf die Erde legen, und das Gesicht so lange fest in den Staub niederdrücken, bis der Wind vorüber ist, welches nur eine sehr kurze Zeit dauert. Selbst die Thiere, z. B. die Kamehle und andere sichern sich dadurch vor ihm, daß sie während seiner Dauer Halt machen, und den Mund auf die Erde halten. Der schädliche Luftstrom soll erst einen Fuß hoch über der Erde anfangen. — Die Arabische Wüste wurde noch viel gefährlicher, als jetzt, zu durchreisen seyn, wenn dieser Smum sich häufig zeigte; allein es gehen oft ganze Jahre hin, daß er nicht einmahl in der Wüste bemerkt wird.

32.

Der Dattelbaum.

Der Dattelbaum oder Palmenbaum gehört zu den größten Merkwürdigkeiten der Natur. Der Geschlechtsunterschied ist bey diesem Baume stärker, als bey irgend einem andern angegeben, wirklich so stark, daß er dem Auge des gewöhnlichen Beobachters nicht entgehen kann. In den Monathen März und April fangen die Perser an, die weibliche Pflanze mit der männlichen zu befruchten, und wenn sie dieß unterließen, so würde die Frucht unreif bleiben, wie dieß in Indien der Fall ist. Man hat geglaubt, daß, wenn die Blätter des männlichen Baumes um den weiblichen herumgestreut würden, dieses hinlänglich sey, um den Endzweck zu erreichen. Dieß ist aber auf keine Weise der Fall; die weibliche Pflanze muß befruchtet werden, sonst wird sie keine reifen Früchte tragen. Gewöhnlich gibt es zwey oder drey männliche in einer Pflanzung von fünfzig Dattelbäumen, und so wird die Befruchtung vollständig. Er ist übrigens ein sehr dünner Baum, und unter allen Fruchtbäumen der höchste, der seine Haupttäste dem Gipfel zutreibt. Dabey ist er äußerst weichlich und zärtlich; bleibt er einige Zeit im Wasser, so verwelkt er schnell und stirbt ab; und statt wie andere Bäume eine Menge Sprößlinge hervor zu treiben, kommt er um, wenn man seine Krone abhaut, wie dieß auch der Fall mit der Fichte, Zypresse und einigen andern Bäumen ist. Seine Früchte wachsen büschelweise, wie die Trauben, in seinem Gi-

pfel. Will man die Datteln abnehmen, so klettert jemand vermittelst eines Seiles hinauf, das er um die Knoten des Stammes schlingt, und in der Schnelle sind alle Früchte abgenommen, weil sie in solchen Klumpen beysammen wachsen, daß mancher davon 30 bis 40 Pfund wiegt. Die Arabischen Datteln kommen den Persischen bey weitem nicht bey. Diese behalten noch lange Zeit darauf, wenn man sie abgenommen hat, einen syrupartigen Saft bey sich, der so süß wie Zucker schmeckt. Die besten findet man in den Provinzen am Persischen Meerbusen, besonders aber an dem Flecken Taaran auf dem Wege von Lar nach Schiras. Man verführt sie getrocknet so wohl in ganzen Trauben als einzelnen Beeren. Die meisten aber macht man in ihrem eigenen Safte ein, und schafft sie in großen Kürbissen von 20 Pfund weiter. In ihrem Genusse muß man sehr mäßig seyn, wenn man nicht daran gewöhnt ist, denn ißt man zu viel davon, so erhitzen sie das Blut so sehr, daß der Körper mit einem Ausschlage bedeckt wird, und das Gesicht darunter leidet. Die Landeseingebornen hingegen, die an diese Kost gewöhnt sind, haben nichts davon zu besorgen. Die Vermehrung dieser Pflanze ist erstaunlich groß, und zur Zeit ihrer Reife begeben sich die Einwohner von Gamron, Bassora und andern Städten am Persischen Meerbusen in das Innere des Landes zu den ausnehmend schönen Palmenwäldern. Wenn die Karavanen der Käufer und Verkäufer sich versammelt haben, werden die Früchte abgenommen, der Kauf

wird geschlossen, und Fröhlichkeit und Herzlichkeit macht die ganze Verhandlung zu einem Feste.

33.

Die Mamelucken.

Die Mamelucken sind zum Kriegsdienste bestimmte Sclaven, welche aus Georgien, Cirkassien und Mingrelien nach Aegypten verpflanzt werden. Eine kleine Anzahl derselben besteht aus Oestreichischen und Russischen Kriegsgefangenen, die, in der Absicht eine Versorgung zu erhalten, die Muhamedanische Religion angenommen haben. Ueberhaupt sind alle zu Constantinopel befindlichen Agenten der Aegyptischen Beys verpflichtet, Jahr aus Jahr ein eine gewisse Anzahl Sclaven zu kaufen; auch werden mehrere derselben von Privatleuten auf Speculation gekauft und nach Aegypten gebracht. Ist der herbeygeschaffte Vorrath nicht hinlänglich, oder sind ihrer zu viele darauf gegangen, so bedient man sich an deren Stelle schwarzer Sclaven aus den innern Gegenden von Afrika, die, wenn sie Gelehrigkeit zeigen, gleich den übrigen bewaffnet und ausgerüstet werden.

Auf die Bildung dieser Favoritsclaven wird eine ganz besondere Sorgfalt verwendet. Man unterrichtet sie in allerley Leibesübungen, welche darauf abzwecken, ihre Gelenkigkeit oder Stärke zu vermehren, und zeichnet sie überhaupt nach Verhältniß ihrer persönlichen Schönheit und einnehmenden Gestalt aus. Die Dankbarkeit dieser

Zöglinge ist dann nicht geringer, als die Gunst, welche ihnen von Seiten ihrer Gebiether zu Theil wird, so, daß sie dieselben zur Zeit der Gefahr nie zu verlassen pflegen. Zeigen sie einige Anlagen zum Lernen, so lehrt man sie den Gebrauch der Buchstaben kennen, und wirklich haben es einige so weit gebracht, daß man sich ihrer als vorzüglich guter Schreiber bedienen kann; die meisten aber können weder lesen noch schreiben.

Die geringern Mamelucken legen nie ihre militärische Kleidung ab, und sind gewöhnlich mit einem Paar Pistolen, einem Säbel und einem Dolche bewaffnet. Sie tragen eine besondere Art Mützen, die grünlich aussehen, und mit einem Turban umwunden werden. Sie lassen sich auch den Bart nicht eher wachsen, als bis sie emancipirt worden sind, und eine Bedienung erhalten haben. In Ansehung ihrer übrigen Kleidungsstücke pflegen sie sich wie andere Muhamedaner bürgerlichen Standes zu tragen, ohne sich durch die Farbe derselben auf eine eigene Art auszuzeichnen. Desto auffallender sind hingegen ihre karmoisinfarbnen aus dickem Venetianischen Tuche bestehenden Pluderhosen, an welchen sie ihre rothledernen Pantoffeln zu befestigen pflegen. Zu Pferde bedienen sie sich, außer ihren gewöhnlichen Waffen, auch noch großer Reiterpistolen, und des Dubbus oder der Streitaxt. Im Kampfe tragen einige dieser Leute einen offenen Helm auf dem Haupte, und verwahren ihren Körper vermittelst des vor Alters üblichen, hier und da mit stählernen Gelenken versehenen Panzerhemdes, welches sie aber unter den

übriden Kleidungsstücken dergestalt zu verbergen wissen, daß man es nicht wahrnehmen kann. Diese Panzerhemden sind so theuer, daß manches 500 Piaster ungefähr 517 fl. kostet. Sie werden sowohl zu Constantinopel als auch in Persien verfertigt. Die Pferde der Mameluchen stammen von den schönsten Arabischen Raçen ab, und werden nicht selten mit drey bis vier Beuteln bezahlt, welches nicht weniger als 2250 bis 3000 fl. beträgt.

Diese Leute bekommen keinen Sold, sondern werden im Hause ihres Gebiethers, er sey nun Bey, Caschef, oder irgend ein anderer Beamter, unentgeltlich unterhalten. Jeder Officier hat das Recht, sich einen Sclaven zu kaufen, der eben dadurch ein Mameluck wird. Diese Benennung stammt von dem Worte Malek ab, welches so viel als Besitzen bedeutet, und bezeichnet bloß eine solche Person, die einer andern eigenthümlich gehört. Wenn nun der Neuling, welcher auf die eben erwähnte Art unter die Mameluchen aufgenommen worden, die gehörige Bildung erhalten hat, so bekommt er von seinem Gebiether ein Pferd, eine Waffenrüstung, und eine vollständige Kleidung zum Geschenke, welche letztere jährlich im Monath Ramadan durch eine andere ersetzt wird. Die meisten dieser Leute erlangen, theils durch die Freygebigkeit ihrer Gebiether, theils durch Geschenke und Belohnungen, welche sie von andern zu erpressen suchen, so ansehnliche Geldsummen, daß sie ihre Habsucht oder ihren Hang zu einer ausschweifenden Lebensart hinlänglich befriedigen können. Einige derselben,

den, welche sich bey den Beys vorzüglich einzuschmeicheln wissen, werden zu Chasnadars (Säckelmeister) und andern Stellen ernannt, wodurch sie sich großes Vermögen erwerben. Im Ganzen betrachtet, sind sie nicht so wohl übermüthig, als vielmehr leichtsinnig und muthwillig. Auch machen sie gern Staat, ohne sich viel darum zu bekümmern, ob die Mittel, wovon sie denselben bestreiten, rechtmäßig sind, oder nicht. Gemeiniglich verheirathen sie sich nicht eher, bis sie einen oder den andern Dienst haben.

Ob sie gleich von christlichen Aeltern geboren sind, so scheinen sie doch mit ihrem Zustande ungemein zufrieden zu seyn. Man hat sogar Beyspiele, daß sie es abgelehnt haben, ihn gegen die Erlangung ihrer vormahligen Freyheit zu vertauschen. Von den Arabern werden sie größten Theils als Leute betrachtet, die für die Gebothe und Vorschriften der Mahomedanischen Religion eben keine sonderliche Ehrfurcht hegen.

Bemerkenswerth ist es, daß die wenigen Mamelucken, welche sich verheirathen, so selten Kinder zeugen, wiewohl sie fast durchgehends aus lauter starken und ansehnlichen Männern bestehen. Da jedoch selbst dem Sohne eines Beys keine ehrenvollere Behandlung, als andern, widerfährt, so finden sich vielleicht die Weiber hierdurch veranlaßt, ihre Kinder durch Fehlgeburten bey Seite zu schaffen. Genug, Browne hat unter achtzehn Beys, deren Familienverhältnisse ihm sehr wohl bekannt waren, nicht mehr als zwey gefunden, welche Kinder am Leben hatten.

Mit Recht betrachtet man die Mameluckeu, als die besten und disciplinirtesten Truppen des Orients; denn sie scheuen keine Gefahr, können die größten Strappazen ertragen, lassen sich durch nichts aus der Fassung bringen, sind treffliche Reiter, und besitzen eine ganz besondere Geschicklichkeit den Säbel zu führen. Allein in regelmäßigen Gefechten, deren glücklicher Ausgang durch künstliche Manöver, durch weitgreifende und schnelle Bewegungen entschieden wird, werden sie gegen Europäische Truppen immer den Kürzern ziehen.

Ein Mameluck, der Verdienste besitzt, oder sich sonst beliebt zu machen weiß, kann leichtlich ein Cashef, und mit der Zeit auch wohl Bey werden. Den Weg zu diesen Ehrenämtern bahnt ihm seine politische Anhänglichkeit an einen oder den andern mächtigen Gewalthaber.

34.

Sonderbare Lobrede.

Als Browne bey dem Sultan von Dar-Fur in Afrika Audienz hatte, stand zur Linken desselben ein besoldeter Panegyrist, der, so lange die Audienz dauerte, aus vollem Halse schrie:

„Seht da, den Büffel, den Abkömmling eines Büffels, den Stier der Stiere, den Elephanten von ungewöhnlicher Stärke, den mächtigen Sultan Abd-el-rachman-el-raschid! Möge Gott dir dein Leben

verlängern! — O Herr! — Möge Gott dir beystehen, und dir Siege verleihen!

35.

Eigenheiten der Neger.

Zwischen einem Neger und einem Weißen findet, was die Stärke und Dicke der Haut anbelangt, eine große und auffallende Verschiedenheit Statt, die, man nenne sie nun specifisch oder nicht, in so fern dieselbe auf die thierische Beschaffenheit Bezug hat, als die Ursache zu betrachten ist, warum sich beyde, so wohl in kranken als gesunden Tagen, so wesentlich von einander auszeichnen. In allen Hautkrankheiten, oder in solchen, die zuletzt in Eiterung übergehen, leiden die Schwarzen ganz entsetzliche Schmerzen. Peitschenhiebe, die einem Weißen zwar eiternde Schwielen verursachen, würden, nachher aber aufplatzen, trocknen, heilen, und nach Verlauf einiger Wochen wieder vergehen, peinigen den Neger oft länger, als ein Jahr.

Zu den andern Eigenheiten der Neger gehört die glänzend rothe Farbe ihrer Fibermuskeln, die offenbar stärkere Anziehungskraft, wie auch die Weiße, Festigkeit und Schwere ihrer Knochen. Ihre Augen sind gewöhnlich von solcher Beschaffenheit, daß sie alle vorkommenden Gegenstände sehr genau unterscheiden können. Es gibt unter ihnen sehr wenig Kurzsichtige, und fast gar keine Blinde. Sie haben weiße feste Zähne, klagen selten über Zahnschmerzen, und behalten ihre

Zähne noch immer, wenn sie schon hoch in die Jahre sind. Viele lassen sich die Mühe nicht verdrießen, ihre Zähne öfters zu putzen. Dieß bewirken sie dadurch, daß sie dieselben mit den zarten Schößlingen eines Baumes abreiben, welcher Schaw genannt wird.

36.

Das menschliche Haar.

Dem Aeußern nach stellt sich das menschliche Haar dem bloßen Auge als ein zarter Faden dar, der unten, wenn es frisch ausgezogen ist, ein dickeres helles Knötchen hat. Den Faden nennt man den Körper des Haares, und das Knötchen die Wurzel. Der innere Bau desselben ist höchst wunderbar. — Die Wurzeln der größern Haare auf dem Kopfe, in den Augenbraunen, im Barte, unter den Armen, und auch ein Stückchen vom Körper stecken in einem kleinen Schlauche oder Fläschchen, das aus einem dehnbaren und zarten Häutchen besteht, welches rundum zusammenläuft. Dieses Fläschchen haben aber andere kleinere Haare am Körper, welche Wolle genannt werden, nicht sichtbar, sondern sie stecken in der Haut selbst. So fein der Körper des Haares auch seyn mag, so laufen doch sehr zarte Blut- und Schlagadern und Nerven durch, und das Daseyn der Nerven erkennt man an der Entzündung der Haut, wenn man sie durch Ausreissung eines Haares verletzt hat.

Die in dem Fläschchen befindliche Wurzel des Haares hat etwas Federkraft, wenn man sie sanft drückt, und das Haar gesund ist; sie gibt aber jedem stärkeren Drucke nach. Bisweilen, aber selten, findet man, daß ein Haar zwey Wurzeln hat. Die Wurzeln der längsten Haare auf dem Kopfe, am Kinne und unter den Achseln sind eyförmig oder eckig; die von den Augenliedern und Augenbraunen rund oder kugelförmig, und die von den kleinen Haaren an den Armen und Schienbeinen länglicher und dünner.

Die Wurzel besteht aus einer zweyfachen Structur, einer äußern und einer innern. Die äußere ist ein Häutchen, welches aus vielen Blättchen zusammengesetzt ist, und welches viele Aestchen von Nerven, Schlag- und Blutadern durchlaufen. Dieses Häutchen macht den Schlauch oder das Fläschchen der Wurzel aus. Der innere Bau der Wurzel ist ein zelliges Mark, das aus Fäserchen und einem zähen Safte besteht, welches zum Vorscheine kommt, wenn man das Fläschchen zart zerschneidet.

Bey dem Körper des Haares sind drey Stücke zu bemerken: 1) die äußerliche Bedeckung, 2) die inneren Röhrchen, und 3) das innere Mark. Die äußere Rinde ist bey einem jungen Haare weich, bey einem ältern aber so hart, daß sie mit einem Knistern zurückspringt, wenn man sie zerschneiden will. Sie besitzt sehr viel Federkraft, und die größte Härte und Federkraft findet man bey den langen Haaren des Kopfes, den Augen-

braunen, dem Barte, und den Haaren in der Nase bey erwachsenen Personen. Diese fast hornartige Rinde erhält die Haare, selbst unter freyem Himmel über ein Jahrhundert unverletzt; ja man hat in Grabmählern Ueberreste von Körpern gefunden, an denen die Haare noch unversehrt waren, unerachtet sie mehrere Jahrhunderte in der Gruft gelegen hatten. Die Farbe dieser äußern Rinde ist weiß, sogar bey dunkelbraunen Haaren.

Zunächst unter der Rinde laufen längs dem ganzen Haare sehr zarte Röhrchen, die Federkraft haben, und nicht so durchsichtig wie die Rinde sind. Ihre Farbe ist etwas dunkler, als die Farbe des ganzen Haares, doch heller, als die Farbe des innern Baues. Man kann ihre Zahl ungefähr auf zehn annehmen; sie sind unter einander vermittelst sehr zarter Fädchen verbunden, und bilden einen Gang, der längs dem ganzen Haare, die Spitze ausgenommen, hohl ist. Er ist mit einer flüssigen und einer festen Materie angefüllt, deren Vermischen das Mark des Haares ausmacht. Die flüssige Materie ist zähe und der wahre Sitz der Farbe des Haares; die andere feste Materie aber ist ein Netz von sehr zarten und glänzenden Fädchen, die aus der Wurzel selbst entspringen.

Die äußere Oberfläche der meisten Haare wird durch eine Menge hervorragender Theilchen rauh gemacht, die aber nicht unter die Eigenschaften der Haare gehören, sondern entweder Krankheit oder zufällig sind. So findet man

z. B. wie Glas durchsichtige Knötchen, welche Ueberbleibsel des Puders sind.

Die Haare kräuseln sich gemeiniglich auf dreyerley Art: entweder sie legen sich in einen einzigen Ring, oder in Locken, oder sie gehen schlangenweise. Die vornehmsten Ursachen des Kräuselns sind die Wärme und die Hindernisse, welche die Haare beym Durchdringen der Haut finden.

Die längsten Haare sind die Kopfhaare, und diese bey Frauenzimmern länger, als bey Männern.

Die Menge der Haare ist sehr ungleich; manche Menschen haben einen sehr starken Haarwuchs, und manche haben nur wenig Haare. Durch die künstlichen Frisuren, durchs Brennen, Einschmieren mit Pomade und Puder, daß die Haut des Kopfes einen widernatürlichen Ueberzug bekommt, die Schweißlöcher verstopft werden, und die Ausdünstung unterdrückt wird, wird nicht nur der Haarwuchs verhindert und verringert, sondern gibt auch zu Kopfschmerzen und andern Unbequemlichkeiten Veranlassung.

Das Haar gehört unter die Schönheiten, womit der Schöpfer den menschlichen Körper versehen hat, und dient dem Haupte zur besondern Zierde. Und weil man das Haar unter die vorzüglichsten Schönheiten rechnete, so war das Abscheren desselben ehedem eine beschimpfende Strafe. Diese Strafe ist aber bey uns abgeschafft worden, weil es Fälle gibt, daß man um der Gesundheit willen die Haare abschnei-

den lassen muß. So z. B. gibt es Kopfschmerzen, die bey einem allzu starken Haarwuchse entstehen, und nur dadurch gehoben werden können, wenn man die Haare wenigstens auf dem Wirbel des Kopfes abschneiden läßt. Wenn die Haare abgeschnitten werden, bekommt man gewöhnlich einen kleinen Schauer, weil das in die Höhe steigende Blut von der Kühlung zurücktritt. Man bürstet daher abgeschnittene Stelle sanft, damit dadurch die Schweißlöcher wieder geöffnet und die Ausdünstung befördert werde.

37.

Cultur des Haar- und Bartwuchses bey den Germanischen Nationen.

Kein echtes Deutsches Volk entstellte jemahls seine natürliche Schönheit durch das Abscheren des Haares, oder durch eine erkünstelte Kahlheit, wie die meisten aus dem östlichen Asien entsprungenen Völker, und sehr viele morgenländische Nationen thaten, oder noch thun. Dagegen wichen die alten Deutschen und deren Brüder viel mehr, als die übrigen Erdbewohner, von einander und zu verschiedenen Zeiten ein jedes Volk von sich selbst in dem Tragen und den Verschönerungen des Haupthaars und des Bartes ab. Einige trugen langes, andere abgestutztes Haar; einige flochten es in Zöpfe oder Knoten, andere hingegen ließen es ungebunden auf den Schultern und dem Rücken flattern; einige salbten und puderten es, andere nicht, oder auf verschiedene

Arten; einige trugen Kinnbärte oder Stutzbärte, andere schoren Kinn und Lippen glatt; und alle diese Verschiedenheiten fanden zu verschiedenen Zeiten unter einer jeden Deutschen Nation Statt. Die übrigen Völker hingegen blieben sich fast ohne Ausnahme gleich. Diejenigen, die sich einmahl schoren, und den Bart ausrißen, schoren und entbarteten sich immerfort; diejenigen hingegen, die das Haar und den Bart nährten, verloren lieber den Kopf, als daß sie sich das Haupthaar oder den Bart hätten nehmen lassen.

Die Griechischen und Römischen Schriftsteller sagen es nicht nur von den Deutschen überhaupt, sondern auch beynahe von jeder Germanischen Nation insbesondere, daß die Völker so wohl, als die Mitglieder eines jeden Volks einander bis zur Verwunderung ähnlich gewesen seyen. Die Schilderungen, welche die verschiedensten Geschichtschreiber von den verschiedensten Völkern machen, sind so übereinstimmend, daß man, Kleinigkeiten ausgenommen, beynahe eine jede auf alle übrige anwenden kann. In diesen Schilderungen werden allen Deutschen Nationen ohne Ausnahme blonde oder hellfarbige Haare zugeeignet, und diese hellfarbigen Haare schloßen die verschiedenen Schattirungen von der weißen und gelben bis zur röthlichen und lichtbraunen Farbe in sich. Die Deutschen der ältesten und mittleren Zeit hielten lange, seidenweiche, sanft gekräuselte und goldgelbe Haare für die schönsten, und für die natürlichen Zei-

chen eines hohen Adels des Geistes und Herzens. Von dem gelben krausen Haare wurden viele Dänische und Sächsische Könige und Helden, und auch mehrere edle Geschlechter die schönhaarigen genannt, z. B. die Fairfax in England. In einem alten Sächsischen Liede hieß es vom Wittekind, dem Herzoge der Sachsen:

Schöngelb und klar
sein krauses Haar
zu sehen war.

Aus dem allgemeinen Glauben an die Schönheit und die Bedeutung der gelben lockigen Haare entstand die sprichwörtliche Redensart: um deiner gelben krausen Haare willen, und dann die Gewohnheit, Mädchen, Bräutigame mit gelben Haaren zu wünschen. Grupen führt in seinem Werke: Uxor Theotisca, aus einer alten gereimten Physiognomik des vierzehnten Jahrhunderts die Worte an:

Rot Har betekenet unwis
ghel Har heft hoge mot.

Unsere Vorfahren schloßen mancherley Eigenschaften des Gemüths aus der Beschaffenheit der Haare. Streitsüchtige und übermäßig kecke Menschen nannten sie kathaarig oder kathärig, und listige oder verschmitzte Menschen driehaarig, drehaarig oder dryhärig.

Unter den Deutschen Völkern wurde von den ältesten Zeiten her der Unterschied des Standes und der Geburt durch verschiedene Arten, das Haar zu tragen, angedeutet. Könige und Edle

trugen das Haar anders, als Gemeine; Freye anders, als Knechte; Frauen anders, als Jungfrauen. Unter den Franken waren während der Regierung des Merovingischen Stammes lange fliegende, oder in Flechten zusammengebundene Haare Zeichen der königlichen Würde, und langes fliegendes Haar, oder lange Haarflechten Zeichen der königlichen Abkunft. An den langen Haaren erkannte man Personen von königlicher Abkunft unter den Erschlagenen, und diesen Hauptschmuck nahm man solchen Königen und Königssöhnen, die man des Throns entsetzen oder unfähig machen wollte. Die gemeinen Franken schnitten das Haar rund am Nacken ab, ungefähr so, wie der gemeine Mann noch immer unter uns thut.

Unter den ältesten Sachsen trugen die Fürsten und Herren gleichfalls lange, und zwar lange fliegende Haare. Als die Franken in dem Kriege mit den Thüringern im sechsten Jahrhunderte die Sächsischen Hülfsvölker zuerst sahen, erstaunten sie über diese an Geist und Körper herrlichen Männer, über ihre Kleidung, ihre Waffen, und ihr langes über die Schultern hinabfließendes Haar. Langes schönes Haar nannte man unter den Angelsachsen adeliges Haar. Die Gemeinen hingegen stutzten ihre Haare, wie die Franken, die Brittanner und die Catten ab, und ließen es nur zum Zeichen der Traurigkeit wachsen. Nach der ersten Niederlage, welche die aus Italien zurückkehrenden Sachsen von den in ihrem Lande lebenden Schwaben litten, gelobten die

erstern, daß sie Haare und Bart nicht eher beschneiden wollten, bis sie sich an ihren Feinden gerächet hätten. An den Frauen und Jungfrauen der Sachsen und der übrigen nordischen Völker aus Deutschem Stamme waren lange unbeschnittene Haare ein Zeichen der echten oder freyen Geburt, und freye Frauen werden daher in den Gesetzen der Angelsachsen lockebare Frauen genannt. Die verheiratheten Frauen in Altsachsen und in Schweden wickelten ihre Haare gewöhnlich in Flechten um den Kopf her, und bedeckten den Kopf mit einer Haube. Jungfrauen hingegen gingen mit unbedeckten Haaren, und ließen ihr Haar entweder frey fliegen, oder in langen Flechten über den Rücken hinabhängen. Die Gesetze der Sachsen und Longobarden nennen deßwegen unverheirathete Töchter filias in capillo, und im nördlichen Deutschland wurden die Geburtsbriefe bis in die neuesten Zeiten mit den Worten der Formel ausgefertigt: daß des Lehrknabens Mutter seinem Vater in fliegenden Haaren angetraut worden.

Auch die Vornehmen unter den Gothen, den Sicambern, den Chauken, und wahrscheinlich unter allen übrigen Deutschen Völkern zeichneten sich von den Gemeinen durch lange und sorgfältiger geschmückte Haare aus. Theodorich, König der Ostgothen, nennt seine Krieger die langhaarigen, weil Langhaarig mit Edel gleichbedeutend war, und durch den Nahmen der Langhaarigen wurden selbst in alten Gothischen Volksgesängen die Krieger von den Priestern unterschieden.

Alle Deutsche Völker, welche ihre Haare nicht beschnitten, und auch unter denen, welche sie abstutzten, hatten die höheren Stände, die Sachsen ausgenommen, die Gewohnheit, die Haare von der Stirn rückwärts zu treiben, hinten zusammenzurollen, oder erst zusammenzuflechten, und dann gerollt oder geflochten oben auf der Scheitel zu befestigen. Die Sicambern, und wahrscheinlich auch noch andere Deutsche Völker befestigten ihre Haarknoten und Haarflechten so auf dem Kopfe, daß ein Büschel, oder die Enden der Haare frey blieben, und rückwärts über das übrige zusammengerollte oder geflochtene Haar herabfielen. Die Gothen trieben das übrige Haar gleichfalls zurück, an den Seiten aber ließen sie es in Locken über die Ohren herabhängen, und diese Seitenlocken gehörten zu den Kennzeichen des Gothischen Volkes.

Unter den Deutschen Völkern brauchten beyde Geschlechter, wenigstens in den höhern Ständen, so wohl weiche als harte Pomade, oder wie die Römischen Schriftsteller sagen, Seife, um ihr Haar zu verschönern, und besonders um denselben eine glänzend goldgelbe Farbe zu verschaffen. Die Römischen Damen ließen sich Pomade vom Rhein kommen, um ihren Haaren eine Deutsche Farbe zu geben. Unter den Deutschen schmückten die Männer ihr Haar sorgfältiger, als die Frauen, die Vornehmen mehr, als die Gemeinen, und die Vornehmen am meisten, wenn sie in die Schlacht gingen,

wo sie den Feind durch die Höhe und das Schwanken ihres Haares zu schrecken suchten.

Allem Vermuthen nach trug kein Deutsches Volk in den ältesten Zeiten allgemein Kinnbärte. Ein langer Bart war unter den Franken zur Zeit der Merovinger ein Ehrenzeichen der königlichen Familie, und eben dieses fand wahrscheinlich unter mehreren Germanischen Völkern Statt, weßwegen auf den Römischen Münzen, die auf Siege über die Deutschen geschlagen wurden, die Deutschen mit langen Bärten vorgestellt sind. Die Sachsen ließen nach einer Niederlage den Bart wachsen, und eben dieses thaten die jungen Cattischen Krieger, bis sie einen Feind erlegt hatten. Zwickelbärte waren, wie es scheint, in den ältesten Zeiten eine Zierde aller Deutschen Krieger, und es ist sehr glaublich, was einige Schriftsteller erzählen, daß unsere Vorfahren beym Trinken den Wein eher mit ihren langen Schnurrbärten als mit ihren Lippen berührt haben.

Die Könige aus dem Carolingischen Stamme führten eine ganz neue Behandlung des Barts und der Haare ein, vielleicht um sich dadurch von den verdrängten Merovingern zu unterscheiden. Carl der Große, Ludewig der Fromme und dessen Söhne werden auf Siegeln und andern Abbildungen mit kurzem Haare und ohne Bart vorgestellt. Die langen Kinnbärte hoben sich aber noch vor dem Untertergange des Carolingischen Stammes wieder empor. Robert, der Großvater von Hugo

Capet ließ in der Schlacht, die er Carl dem Einfältigen lieferte, seinen langen weißen Bart aus einer Oeffnung des Helms heraushängen, um sich dadurch den Seinigen kenntlich zu machen.

In Deutschland blieb man zur Zeit der Sächsischen Kaiser der Mode der Carolinger treu. Heinrich I. wird auf allen echten Siegeln ohne Bart, und mit krausen kurzen, nicht einmahl den Nacken berührenden Haaren vorgestellt. Eben so, doch mit etwas längeren Haaren erscheint Otto der Große auf den Siegeln solcher Urkunden, die er als König ausfertigen ließ. Nach seiner Kaiserkrönung aber kommt er gewöhnlich mit einem langen Barte vor. Auch bemerkt Witichind, daß er wider die alte Sitte einen langen Bart getragen habe. Otto II. hat auf allen Siegeln kurze krause Haare, doch wird er auf einigen ohne Bart, auf andern mit einem Barte abgebildet. Auf den Siegeln Heinrichs II. ist das Haar immer noch kurz und kraus, und eben so kurz und kraus der Kinnbart. Auch die Fränkischen und Schwäbischen Kaiser trugen im Durchschnitte kurzes Haar und einen kurzen Bart. Doch erscheint Heinrich III. auf einigen Münzen und Siegeln als ein Herr von 27 Jahren mit einem langen Barte, und Heinrich IV. ganz kahl und ohne Bart. Heinrich V. zeigt sich mit kurzen krausen Haaren und ohne Bart, und eben so Conrad III. Otto IV. hingegen hat auf den Siegeln kurze krause Haare und einen kurzen Bart, und

eben dergleichen trug vor ihm Friederich I. Friederich II. wird bald ohne Bart und mit kurzen Haaren, bald mit langen Haaren vorgestellt.

So wie sich die Carolinger von den Merovingern durch kurzes Haar und durch die Abschneidung des langen Barts ausgezeichnet hatten, so unterschieden sich wieder die Capetinger von den Carolingern durch langes Haar und lange Bärte. Wilhelm, Erzbischof von Rouen erklärte in Frankreich zuerst den langen Haaren den Krieg. Er brachte es 1096 auf einem Concilio dahin, daß man den Schluß faßte: wer lange Haare trage, soll während seines Lebens von der Kirche ausgeschlossen seyn, und nach dem Tode soll für ihn nicht gebethet werden. Wilhelm war in Frankreich weniger glücklich, als der berühmte Erzbischof Anselm in England um dieselbige Zeit war. Gegen den erstern empörte man sich fast allgemein; Anselm aber zeigte die Verdammlichkeit der langen und lockigen Haare mit einer solchen hinreissenden Beredsamkeit, daß die jungen Hofleute selbst ihre schönen Locken und Haare abschnitten, und kurzes Haar zu tragen anfingen.

Was dem Erzbischofe Wilhelm von Rouen nicht hatte gelingen wollen, das gelang dem Erzbischofe von Paris, Petrus Lombardus, einem der berüchtigsten Urheber der scholastischen Theologie, wenigstens bey dem frommen Könige Ludewig VII. Dieser König ließ sich gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts bereden,

den

den Bart abzuscheren, und die Haare abzukürzen, um seinem Volke ein gutes Beyspiel zu geben. Als er seiner Gemahlinn Eleonore wegen ihrer Liebeshändel Vorwürfe machte, antwortete diese, daß sie geglaubt hätte, einen Prinzen und nicht einen Mönch zu heirathen; und both ihm zugleich die Ehescheidung an. Der König und die Königinn wurden bald nachher getrennt. Eleonore verheirathete sich sechs Wochen nach der Ehescheidung mit Heinrich, dem damahligen Herzoge der Normandie, der nachher König von England wurde, und durch sie Poitou und Guienne erhielt. Hieraus, sagt St. Foix, entsprangen die Kriege, welche Frankreich 300 Jahre lang verwüsteten, und drey Millionen Franzosen mußten sterben, weil ein Erzbischof sich über die langen Haare geärgert, weil ein König seine Haare und seinen Bart abgeschnitten, und eine Königinn die abgeschnittenen Haare und den geschornen Bart lächerlich gefunden hatte. — Der fromme Bischof Gottfried von Amiens versagte im zwölften Jahrhunderte denen, die mit langen und gekräuselten Locken erschienen, das heilige Abendmahl, und zwang dadurch seine geistlichen Schafe, daß sie sich scheren mußten.

In Deutschland nahm man im vierzehnten und den folgenden Jahrhunderten mit dem Barte viel häufigere Veränderungen, als mit den Haaren vor. Wenn man Neuerungen mit den letztern versuchte, so bestanden sie, wenigstens bey Männern, gewöhnlich nur darin, daß man sie etwas kürzer oder länger abstutzte. Der Bart hin-

gegen wurde auf die verschiedenste Weise geschnitten und geputzt. „Im Jahr 1380," heißt es in der Limburger Chronik, „ging an, daß Herrn, Ritter und Knechte trugen kurzen Haar und Krollen über die Ohren abgeschnitten, gleich den Conversen-Brüdern. Und thaten das die vorgenannte Mayrleute und Bauern alle hernach." Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderte trug man fast allgemein kurzes Haar und lange Bärte, welche letzteren aber den Geistlichen, und in Frankreich auch den Magistratspersonen oder Parlamentsherren, als Merkmahle einer weltlichen oder höfischen Eitelkeit untersagt waren. Als der Cardinal Bessarion dem Kaiser Friederich III. aufwartete, wunderte sich dieser über den langen Griechischen Bart, weil, sagt Aeneas Sylvius, es unter den Lateinern so wohl den Mönchen, als der Weltgeistlichkeit verbothen ist, den Bart zu nähren. Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts gaben die Cardinäle vor, daß es ihnen, als Fürsten der Kirche, erlaubt sey, einen langen Bart zu tragen; allein man antwortete ihnen, daß sie als Bischöfe dergleichen nicht haben dürften; und in Frankreich ereigneten sich mehrere Fälle, das besondere Lettres de jussion erfordert wurden, um Cardinäle mit langen Bärten von den Capiteln annehmen zu machen. Auch erklärten es die Französischen Capitel für eine Verletzung der Kirchensatzungen, wenn man ihnen Domherren mit langen Bärten aufdrang. Die Deutschen Stifter waren nachgiebiger. In dem Reichsabschiede von 1530 werden die Domherren gemahnt, keine

Kleider zu tragen, die sich für ihren Stand nicht schickten, und nicht mit langen Bärten zu stolziren.

Im Jahre 1521 bestürmte der König Franz I. mit andern jungen Herren vom Hofe die Wohnung des Grafen von St. Pol mit Schneeballen, womit der Graf und dessen Gehülfen sich wieder gegen die Belagerer vertheidigten. Unglücklicher Weise ergriff einer der Belagerten ein Stück Holz, und traf damit den König so am Kopf, daß er sich sein Haar abschneiden lassen mußte. Diese Operation veranlaßte Franz I. in der Folge nach Art der Schweizer und Italiäner das Haar stets kurz zu tragen, und hingegen den Bart wachsen zu lassen. Ganz Frankreich ahmte dem jungen Könige nach, und diese Mode dauerte bis auf Heinrich IV. und Ludewig XIII., wo man anfing, den Bart immer mehr und mehr abzukürzen, und das Haar so sehr zu verlängern, daß endlich die Natur selbst nicht so lange Haare geben konnte, als die Männer verlangten. Der Wunsch, längeres Haar zu tragen, als die Natur verliehen hatte, brachte die große Erfindung der Perücker hervor.

Die Günstlinge Heinrichs III. trugen alle noch lange Bärte. Unter Heinrich IV. stutzte man sie zuerst ab, und trug sie unter dem Kinne drey Finger lang in Form eines Fächers, welchem Bartfächer ein langer, nach beyden Seiten auslaufender katzenartiger Schnurbart entsprach. Man salbte und schmierte den Bart mit allerley wohlriechenden Pomaden ein, wodurch

man demselben auch eine beliebige Farbe mittheilen konnte. Vor dem Bettgehen wurde der Bart frisirt und eingesalbt, und damit er in der Nacht nicht zerrüttet werden möchte, so steckte man ihn in eine besondere Art von Beuteln, die man Bigotelles hieß. Endlich verschwand der Kinnbart ganz, und man behielt bloß den Stutzbart bey, unter dessen verschiedenen Formen die sogenannte königliche (la Regale) zur Zeit Ludewigs XIV. am längsten Mode blieb. Als der Marschall von Bassompierre aus seinem zwölfjährigen Gefängnisse herauskam, sagte er, daß alle Veränderung, die während seiner Gefangenschaft mit der Welt vorgegangen sey, darin bestehe, daß die Männer keine Bärte, und die Pferde keine Schweife mehr hätten.

Den Zustand der Deutschen Bärte in der ersten Hälfte des vorletzten Jahrhunderts kann man aus folgender Stelle Philanders von Sittewald abnehmen. *) „Da deine ehrliche Vorfahren", sagt einer der alten Deutschen Helden, die redend eingeführt werden, „wenn „du anders eines Deutschen Mannes Sohn bist, „die es für die größte Zierde gehalten haben, so „sie einen rechtschaffenen Bart hatten, so wollet „ihr den Welschen unbeständigen Narren nach, „alle Wochen eure Bärte beropfen, und bescheren, ja alle Tage und Morgen mit Eisen und „Feuer peinigen, foltern und martern, ziehen

*) Im à la mode Kehraus. Erst. Ges. Im erst. Bande S. 647. der Frankf. Ausgabe von 1647.

„und zerren lassen, jetzt wie ein Zirkelbärtel, jetzt ein „Schneckenbärtel, bald ein Jungfrauenbärtel, ein „Dellerbärtel, ein Spitzbärtel, ein Entenwädel, ein „Schmalbärtel, ein Zuckerbärtel, ein Türken-Bär- „tel, ein Spanisch-Bärtel, ein Italiänisch-Bär- „tel, ein Sonntagsbärtel, ein Osterbärtel, ein „Lillbärtel, ein Spillbärtel, ein Stutzbärtel, ein „Trutzbärtel, u. s. w. Zu unsern Zeiten hat „man an den Federn erkennen lernen, was es „für ein Vogel war; am Bart, was für ein „Mann da war. Wie wollt es heut immer „möglich seyn, da je älter einer wird, je mehr „er seinen Bart stutzen und stümlen lässet, und „also die Welt und das Jugendliebende Frauen- „zimmer überreden und bethören will, ob er ein „Junggesell oder Jüngling wäre.“

Gegen das Tragen von Perücken oder von falschen Haaren eifert Philander von Sittewald nicht weniger, als gegen die Bartmoden. — „Warum muß es dir also über die „Stirne herunter hangen als einem Dieb? Man „soll ja einen ehrlichen Mann an der Stirne „erkennen, welche guten Theils seines Gemüths „Zeugniß ist; und wer seine Stirne also ver- „hüthet, das Ansehen hat, als er sich vor etwas „mußte schämen, daß er ein Schelmenstück began- „gen habe. Diese lange Haar also herunter- „hangend seind rechte Diebshaar, und von den „Welschen umb einer Missethat oder Diebstäls „willen, irgend ein Ohr abgeschnitten, erdacht „worden, damit sie es mit dem Haar also be- „decken möchten u. s. w.“

38.

Hohes Alter.

Hupazoli ist der Nahme des Mannes, von dem hier die Rede seyn soll. Er hat in drey Jahrhunderten gelebt, welches man wohl seit Jahrtausenden von wenig Menschen sagen kann, denn er wurde gegen das Ende des sechzehnten, nähmlich 1587 den 15. März zu Casale im Mantuanischen geboren, und starb den 27. Januar 1702. Er war Anfangs Geistlicher, begab sich aber hierauf nach der Insel Scio, und von da in seinem 82sten Lebensjahre als Venetianischer Consul nach Smyrna. Man kann nicht gerade sagen, daß er sein hohes Lebensalter der Enthaltsamkeit von allen sinnlichen Vergnügungen zu danken hatte; denn er heirathete fünf Frauen, mit denen er 24 Kinder zeugte, und außer diesen rechtmäßigen Zweigen zählte er noch 25 Bastarte. Doch wir müssen seine Lebensart noch etwas umständlicher angeben. Er trank nie etwas anders, als Wasser, und nahm keinen Taback, speiste wenig, aber gut, besonders Wildbret und Früchte. Weil er glaubte, diese versorgten ihn mit hinreichenden Feuchtigkeiten, trank er oft ganze Monathe nichts, außer Saft von Scorzonere. Er wohnte nie einem Schmause bey, um allezeit früh zu Nacht speisen, eine halbe Stunde hernach zu Bette gehen, und Morgens früh aufstehen zu können. Er hörte alle Tage seine Messe, ging dann ein wenig spatzieren, besorgte seine Geschäfte, und hin-

terließ 22 Bände, worin er sich alles aufschrieb, was er verrichtet hatte. Nie hatte er Anfälle von Fiebern, ließ aber auch nie zur Ader, und brauchte keine Arzeney als seine Diät. Gedächtniß und Sinne blieben allezeit ohne Anstoß, und er redete von hundertjährigen Dingen, wie von solchen, die erst kürzlich geschehen waren. Im hundertsten Jahre wurden die seit einiger Zeit grauen Haare wieder schwarz, und noch später machte er des Tages seine 4 Meilen zu Fuße. Im 109ten Jahre verlor er die Zähne, daß er sich von bloßen Brühen nähren mußte, bekam aber 4 Jahre hernach 2 neue große Zähne, daß er wieder Fleisch essen konnte. Gegen das Ende seines Lebens hörte die Ausleerung des Geblüts auf, die er seit 30 Jahren ordentlicher Weise alle Monathe gehabt hatte. Er bekam daher den Gries, und der Schnupfen kam dazu, der seinem Leben ein Ende machte. Uebrigens war er ein Mann von sanftem Charakter, der nie jemand beleidigte, und, auch reich, sich mit den ersten Bedürfnissen des Lebens begnügte, wozu er, wie es scheint, besonders den Umgang mit dem Frauenzimmer rechnete. Dieß war seine einzige Schwachheit, sagen die Nachrichten von ihm; man muß aber bekennen, daß sie ein wenig stark war.

39.

Der Wundarzt und der Hund.

Ein Französischer Wundarzt, Nahmens Morand, hatte einen Freund, dessen Hund das Bein brach, und aus Achtung für diesen Freund, nahm er das Thier in die Cur, und stellte es vollkommen wieder her. Einige Zeit nachher, als der Wundarzt in seinem Cabinett arbeitet, hört er etwas an seiner Thür kratzen; er öffnet sie, und sieht mit dem größten Erstaunen den nähmlichen Hund, den er geheilt hatte, welcher einen andern bey sich führte, dem dasselbe Unglück begegnet war, und der sich langsam mit vieler Beschwerde seinem Führer nachschleppte. Dieß Mahl mag es noch hingeben, sagte der Wundarzt, aber komm mir nicht wieder!

40.

Religion der Congo-Neger.

Die Congo-Neger haben große und kleine Götzen. Die Sorge für die großen ist den Priestern aufgetragen, welche man Ganga'm Zambi nennt. Zambi aber ist die Gottheit, und Ganga'm der Beschwörer. Diese Götzen sind der Größe nach sehr verschieden, von einem bis drittehalb Fuß hoch; die Figur ist nicht übel geschnitzt, weit besser sogar, als sich bey einem so rohen Volke erwarten ließe. Gewöhnlich stellt man sie mit einer Lanze oder einer Messerklinge ohne

Häft, bewaffnet vor; der Kopf ist mit einer spitzigen Mütze geziert. Sie sind immer als rächende Götter abgebildet.

Ein sehr merkwürdiger Umstand, der, wenn man ihn ergründete, gewiß zur Kenntniß der Landesgeschichte führen könnte, ist, daß alle diese großen Götter gar keine Afrikanische Bildung haben; bey allen ist nähmlich die Nase übermäßig groß, und sehr gebogen, welches dem Charakter der einheimischen Formen ganz entgegen ist. Die Schwarzen geben nicht zu, daß man sie abzeichne, oder auch nur genau genug betrachte, um dieß hernach ausführen zu können.

Nirgends findet man bey ihnen eine Abbildung einer belohnenden Gottheit. Ihre Priester, die sehr große Taschenspieler sind, unterhalten das Volk in einer abergläubischen Spannung, die sie zu ihrem Vortheile benutzen, und stellen ihnen die Götter daher nie anders, als fürchterlich und aufgebracht vor, damit man ihren Zorn mit Geschenken versöhne.

Die kleinen Götzen sind die Hausgötter; man nennt sie Kissy. Diese sind eine Art Fetische, die zum allgemeinen Gebrauche dienen. Die Anzahl derselben ist sehr groß; sie haben die Aufsicht über alle Lebensbedürfnisse, vornehmlich aber über das Essen und Trinken. Die Figur dieser Götzen ist selten über sechs Zoll hoch, und nie weniger, als drey. Nur das Gesicht hat eine etwas kenntliche Gestalt, das Uebrige ist grotesk und unförmlich. Gewöhn-

lich sitzt auf dem Kopfe eine spitzige Mütze mit einer geweihten Feder geziert; verschiedene ekelhaft schmutzige Lappen hängen dem Götzen am Halse, und stellen seine Kleidung vor. Das Ganze ist mit einer Kruste von rothem Pulver bedeckt; das Gesicht zieren noch einige Lagen von buntfärbigem Puder.

Wenn ein Schwarzer ißt oder trinkt, muß vorher einer von seinen Bedienten die Speisen und das Getränk kosten, wodurch sich der Herr gegen seine Domestiken zu sichern sucht; dieses nennen sie tama'm Kiſſy (den Fetisch herausziehen) alsdann ißt er, und um sich gegen seine heimlichen Feinde zu verwahren, füllt er den Mund mit Speisen, die er sorgfältig kauet, und sie dann dem Götzen ins Gesicht speiet, der nun während der ganzen Mahlzeit so besudelt bleibt; eben das thut er mit seinem Palmweine, und glaubt dann zuverlässig, daß er nicht vergiftet werden kann. Die kleinen, so beschmutzten Götzen werden nie gereinigt, welches sie zuletzt sehr ekelhaft macht; dieß verabscheuet aber der Congo-Neger keineswegs, denn der Schmutz ist bey ihnen einheimisch. Die kleinen Hausgötter haben auch Einfluß auf die Gesundheit; ihre Beschwörer heissen Ganga'm Kissy, und sind ihre eigentlichen Aerzte.

Die großen Götter werden nur bey wichtigen Gelegenheiten zu Rathe gezogen, als in einer dringenden Gefahr, vor dem Antritt einer großen Reise, oder um die Schuld eines Verbrechers zu entdecken.

Ein sehr merkwürdiger Gebrauch, dessen genaue Untersuchung ein großes Licht auf die ursprüngliche Geschichte dieser Völker werfen könnte, ist, daß sie bey der Untersuchung begangener Verbrechen sich eben der Proben oder Ordalien bedienen, die vor alten Zeiten in Europa üblich waren. Ist ein großes Verbrechen begangen worden, so muß derjenige, auf den der Verdacht fällt, sich durch den Fetisch reinigen. Der Beklagte geht in diesem Falle zu den Priestern, und fordert in Gegenwart des versammelten Volks die Giftprobe; man nennt dieses nua'm Kissy (den Fetisch verschlucken). Dieses Verlangen wird ihm sogleich gewährt, und man reicht ihm eine Kokosschale, mit einem heiligen Tranke gefüllt. Wenn dieses Getränk keine Wirkung bey dem Beklagten hervorbringt, so ist er von der Schuld frey; hingegen ist die erste Spur von der Kraft des Gifts die Losung, um von dem Pöbel zerrissen zu werden, (man hat hier keine andere Todesstrafe) die zerstreuten Glieder werden gesammelt, und an einen Palmbaum aufgehängt, bis die Raubvögel sie verzehren.

Die Wasserprobe aber ist nicht unter ihnen üblich, wahrscheinlich weil sie kein Mittel entdeckt haben, den Ausgang nach ihrem Belieben zu lenken.

Wenn es den Priestern gut dünkt, verweigern sie die Giftprobe, um den Versuch mit dem Feuer an die Stelle derselben zu setzen. Dieser besteht darin, daß man eine glühende Kohle in

die Hand nimmt, und wenn diese keine Spur zurückläßt, so wird der Beklagte im Triumphe entlassen. Man begleitet ihn mit Gepränge nach seiner Wohnung, und trägt den Fetisch, der ihn beschützt hat, vor ihm her. Was auch immer die Mittel seyn mögen, deren sich die Priester bedienen, so ist doch unbezweifelt, daß sie die Kunst besitzen, durch eine vorbereitete Operation die Haut gegen die Wirkung des Feuers unempfindlich zu machen, und daß es daher in ihrer Gewalt steht, diejenigen, welche sie hassen, dem gewissen Tode zu weihen. In dieser Rücksicht sind sie um so furchtbarer, da sie auch die Anklagen einleiten, deren traurigen Folgen keiner ohne große Geschenke entgeht.

Zuweilen wird ein Mensch der Reinigungsprobe wegen eines Verbrechens unterworfen, das zwanzig Meilen weit von ihm ist begangen worden, und zwar auch, wenn er beweisen kann, daß er nicht dort war. So stark ist ihr Aberglaube, daß sie fest überzeugt sind, man könne jedem, dem man nur wolle, den bösen Wind zusenden, (durch diesen Ausdruck bezeichnen sie den bösen Geist) und durch dieses Mittel könne man den Tod irgend eines Menschen in noch so großer Entfernung bewirken. Jeder unerwartete Todesfall ist für die Priester eine Gelegenheit auf die Probe zu dringen, und heimliche Feindschaften und andere böse Leidenschaften tragen nicht wenig dazu bey, diese leidige Gewohnheit zu unterhalten.

Ferner zieht man die Gangas zu Rathe, um Regen oder Wind zu erhalten. Ersteres geschieht indeß selten, da der reichliche Thau, welcher in diesem Lande beständig fällt, den Regen selten nöthig macht. Des Windes aber bedürfen sie, wenn sich bey dem Mangel an Europäischen Waaren die Ankunft der Schiffe verspätet. In diesem Falle schließt sich der Priester in seine Strohhütte ein, erschüttert diese, und läßt aus den Ritzen zwischen dem Stroh Rauch hervordringen; dann kehrt er zu der staunenden Menge zurück, welche fest überzeugt ist, daß diese Hütte nur durch eine übernatürliche Macht gebebt und geraucht habe. Der Betrieger ist indessen klug genug, um sein Ansehen nicht aufs Spiel zu setzen, indem er von Zambi nie sprechen läßt, außer wenn er vorher den Zustand der Atmosphäre genau untersucht hat, und beynahe mit Gewißheit Wind oder Regen vorhersagen kann. Er erhält für seine Bemühung Geschenke, und gibt demjenigen, der ihn zu Rathe gezogen hat, eine geweihte Feder aus dem Schwanze eines Papageyes.

41.

Schlimmes Loos der Gemahle von den Prinzessinnen in Congo.

Zum voraus muß man wissen, daß man in Congo die Prinzen in zwey Classen theilt: die Prinzen von Geblüt und die Gemahle der Prinzessinnen. Es herrscht nähmlich hier die beson-

dere Sitte, daß der Adel durch die Mutter, und nicht durch den Vater fortgepflanzt wird. Wenn ein Prinz von Geblüt noch so viele Kinder hat, so wird doch keines von ihnen unter die Prinzen gerechnet, wenn die Mutter keine Prinzessinn ist; die Kinder einer gebornen Prinzessinn hingegen sind alle Prinzen von Geblüt, der Vater mag seyn, wer er will. Das nähmliche Gesetz schließt das Kind von der Erbschaft des Vaters aus, und der Grund, den sie dafür angeben, ist, daß man den Vater des Kindes nie zuverlässig wissen könne, über die Mutter aber könne kein Zweifel entstehen.

Die Prinzen und Prinzessinnen besitzen das Vorrecht, sich ihre Ehegatten zu wählen, wenn sie wollen, und so oft sie wollen, ohne den Gegenstand ihrer Wahl um seine Einwilligung zu fragen. Diese werden mit Gewalt gezwungen, und eben so eigenmächtig wieder verstoßen. Um jedoch bey den Weibern der Zügellosigkeit vorzubauen, und ihre Fruchtbarkeit zu sichern, dürfen sie nur Einen Mann auf Ein Mahl haben, aber sie verstoßen ihn, so oft es ihnen gefällt. Dieses nennen sie einem einen guten Wind geben, indem man dabey auf die verstoßne Person bläst, und den Hauch über die Hand weggleiten läßt.

Laune oder Geitz bestimmen gemeinhin die Wahl der Prinzessinnen, und es geschieht häufig, daß sie einen Mann verstoßen, nach dem sie ihn zu Grunde gerichtet haben, um einen andern zu nehmen, von dem sie wissen, daß er Vermögen hat. Daher scheuen sich auch die Männer sehr oft

vor dieser Ehre, indem sie wissen, daß sie erst ausgeplündert und dann weggeschickt werden.

Ein von einer Prinzessinn gewählter Mann darf bey Lebensstrafe keine andere Frau haben; er darf sogar keine andere sehen, und von keiner gesehen werden, und wenn er ausgeht, geht ein Neger mit einem Glöckchen vor ihm her, und verkündigt, daß er erscheinen wird, und auf dieses Signal kehren sich die Weiber um, und halten die Hände vor die Augen, wenn sie nicht anders ausweichen können; ist aber dazu Gelegenheit, so gehen sie bey Seite, bis er vorüber ist. Die Lage des Gemahls einer Neger-Prinzessinn ist sehr traurig, zumahl wenn sie alt und häßlich ist, und viel fordert.

So lange er ihr Mann ist, hat er Prinzenrang, und genießt alle Vorzüge desselben; so bald sie ihn aber verstößt, kehrt er zu seinem ehemahligen Stande zurück, und auf den Fall, daß sie stirbt, während der Zeit, daß sie seine Frau ist, behält er Zeitlebens seinen Rang als Prinz, und die Vortheile desselben. Alsdann heißt er Nuni'm Fumu, oder Gemahl einer Prinzessinn; doch hängt sein Schicksal noch immer von seinen Kindern ab, die geborne Prinzen sind.

Zuweilen pflegen diese Männer, um dem Verluste ihres Vermögens vorzubauen, und um den Rang eines Prinzen zu behaupten, ihre Gattinnen so geschwind als möglich zur Mutter zu machen, und sie dann ohne Barmherzigkeit zu vergiften; nachher reinigen sie sich durch die Probe (wovon im vorhergehenden Artikel die Rede

war), deren Ausgang immer von ihrer Freygebigkeit abhängt, und schützen sich vor fernern Unfällen, indem sie ihr Kind behalten, welches sie in der Folge durch sein Ansehen unterstützt. Dieser Gebrauch, die Prinzessinnen zu vergiften, hat diese Damen behuthsamer gemacht, und man sieht jetzt mehrere, die sich an Einem Manne genügen lassen.

42.

Die Uskoken.

In Unterkrain, zwischen der Gurk und Kulpa gibt es, außer den gewöhnlichen Bewohnern des Landes, auch Wlachen, die von den Krainern Uskoken genannt werden. Sie bekennen sich zur Griechischen nicht unirten Kirche, wohnen Theils in großen Dörfern, Theils in eigenen Häusern, in Einem Hause gewöhnlich drey bis fünf Familien, worunter immer der älteste Mann Hauswirth, und die Frau des jüngsten Vetters Wirthinn ist, und nähren sich von der Viehzucht. Die Uskoken taufen erst erwachsene Personen, und beichten nicht vor dem dreyßigsten Jahre. Ihre Begräbnißfeyerlichkeiten sind sehr kurz: sie begraben den Todten an dem ersten besten Orte, der dazu bequem ist, und legen ein Stückchen Brot und eine kleine Münze dabey; auf den Kopf und die Füße des Leichnams legen sie große Steine, und zahlen nach vollenderem Begräbnisse dem Pape oder Priester 4 Gulden für die Messe. Beym Begräbnisse eines Kindes trägt

trägt die Mutter die Wiege desselben auf dem Kopfe, und bey der Einscharrung pflegt sie aufs heftigste auf den Tod zu schimpfen, daß er ihr das Kind geraubt habe, aus dem ein großer Held hätte werden können, und beschließt ihre Rede ungefähr mit den Worten: du grimmiger, ungestalteter, wüster, häßlicher, gräßlicher, unersättlicher Tod! hast du mir das Kind genommen und gefressen, ey! so hast du hier auch die Wiege dazu, und stopfe damit dein Maul, daß dir alle Zähne ausbrechen mögen!

43.

Die Wasserprobe, ein abergläubiges Entdeckungsmittel der Hexerey.

Unter den abergläubigen Thorheiten ist eine der vornehmsten die Wasserprobe, deren man sich ehemahls zur Untersuchung der Hexerey bediente. Vormahls bildeten sich nicht nur gemeine Leute, sondern auch obrigkeitliche Personen ein, daß alle Hexen im Wasser oben schwimmen. Sie waren schwach genug zu glauben, daß die Leiber der Hexen durch ihre Gemeinschaft mit dem Teufel andere Eigenschaften bekämen, unter welchen auch diese mitbegriffen wären, daß sie leichter als das Wasser würden. Wenn daher ein altes Weib wegen ihrer rothen Augen ihnen verdächtig war, oder andere Personen der Hexerey beschuldigt wurden, so stellte man mit ihnen die Wasserprobe an, um dadurch ihre Schuld oder Unschuld zu entdecken. Bey

derselben beobachtete man allerhand Gebräuche. Der Beschuldigte wurde zuvor in die Kirche geführt. Man hielt Messe, und beschwor das Wasser, daß es sich in der Offenbarung der Schuld oder Unschuld des Beklagten kräftig erweisen möchte. Darauf wurden solche unglückliche Leute an das Wasser geführt. Man band ihnen ihre Daumen kreuzweis an die großen Zehen, und warf sie nackend hinein; nur ließ man den Frauenspersonen zu ihrer Bedeckung einen kleinen Unterrock am Leibe. Von denjenigen, die untergingen, glaubte man, daß sie unschuldig wären; die andern aber, die auf dem Wasser schwommen, hielt man für schuldig. Und diese wurden sogleich verurtheilt, lebendig verbrannt zu werden. Damit nun nicht die Unschuldigen im Wasser ersaufen möchten, so wurde einer jeden Person, mit der man die Probe anstellen wollte, ein Strick um den Hals gebunden, woran man diejenigen, die zu Grunde gingen, sogleich wieder herauszog. Geschah die Probe an einem Flusse, so hielten zwey Personen, wovon die eine auf der einen, und die andere auf der andern Seite des Flusses stand, das Ende des Stricks in ihren Händen, und gaben auf den Hineingeworfenen Acht.

Das Schwimmen und Untersinken solcher unglücklichen Personen rührte nun bloß aus zufälligen Ursachen her. Es ist aus der Naturlehre bekannt, daß ein Körper im Wasser um so viel leichter werde, als das Wasser wiegt, das er aus der Stelle treibt. Nun treibt der

menschliche Körper fast eben so viel Wasser aus der Stelle, als er selbst schwer ist; daher hält er auch mit dem Wasser beynahe das Gleichgewicht, und kann durch einige Bewegungen leicht auf demselben schwimmen. Bey jenen bedauernswürdigen Personen kommt noch in Betrachtung, daß sie, indem man sie ins Wasser warf, mit Furcht und Schrecken erfüllt wurden, in der Angst tief Athem hohlten, und eben dadurch aus Unwissenheit ihr Schwimmen beförderten. Denn so bald ein Mensch die Luft einathmet, wird davon sein Bauch ausgedehnt; er treibt alsdann noch mehr Wasser aus der Stelle, und wird dadurch um so viel leichter; daher er denn natürlicher Weise eine Zeit lang auf dem Wasser erhalten wird. Die Art des Bindens trug gleichfalls dazu nicht wenig bey; denn da Daumen und Zehen zusammengebunden waren, so lagen sie der Länge nach auf dem Wasser, wodurch das Schwimmen erleichtert wurde. Der Unterrock war bey den Frauenzimmern ebenfalls ein Mittel, sich schwimmend zu erhalten, um hernach desto sicherer verbrannt zu werden. Auch konnte dabey sehr leicht ein Betrug geschehen; denn, wenn die Leute, die das Seil hielten, solches nur ein wenig anzogen, so war es nicht möglich, daß der Beschuldigte im Wasser zu Grunde gehen konnte. Obschon es nun ganz natürlich zuging, daß Personen, mit denen die Wasserprobe angestellt wurde, schwammen, so waren doch in den damahligen Zeiten die Richter einfältig genug, solche

unschuldige Leute für Hexen zu halten, und sie zu der erschrecklichen Strafe, lebendig verbrannt zu werden, zu verurtheilen. Man glaubte damahls fast dürchgängig, daß der Teufel die Hexen über dem Wasser erhalte. Wilhelm Adolph Schreiber bildete sich sogar ein, daß die Leiber der Hexen durch ihre Gemeinschaft mit dem Teufel andere Eigenschaften bekämen, unter welchen auch diese mit begriffen sey, daß sie leichter, als das Wasser würden. In einem von ihm abgefaßten Sendschreiben von Erkundigung und Probe der Zauberinnen durchs kalte Wasser, schreibt er: „derohalben sehe ich nicht, was für ein ungereimtes Ding daraus erfolge, wenn ich sage, die Hexen werden durch geistliche leichte Kräfte (teufelische meine ich aber) oder von der Luft aufwärts gezogen, oder oben auf dem Wasser erhalten, daß sie nicht umkommen."

Andere hielten dafür, daß sie von Gott selbst schwimmend erhalten würden, um dadurch ihre Boßheit zu offenbaren. Diese Meinung hatte unter andern auch der König Jakob von England. Er gab daher in seiner Daemonologia Libr. III. Cap. VI. folgende Ursache von der Wasserprobe an: „gleichwie das Blut aus dem erschlagenen Körper quillt, wenn ihn der Thäter anrührt, und gleichsam um Rache gen Himmel schreyt, welches Gott außerordentlich so verordnet, damit die Grausamkeit an den Tag komme; also geschieht es nicht natürlicher Weise, sondern durch eine besondere Verordnung

Gottes, daß das Wasser die Hexen gleichsam von sich stößt, weil sie das Wasser der Taufe verachtet, und sich damit der Wohlthaten dieses heil. Sacraments verlustig gemacht haben.“ So irrig dachten in jenen Zeiten der Unwissenheit und des Aberglaubens sogar die gekrönten Häupter! Es zeigt von einer großen Schwachheit des Verstandes, daß man sich zur Behauptung solcher abergläubigen Grillen auf die Gerichte Gottes berief. Denn Gott hätte alsdann immer Wunder thun müssen, wenn er durch seine Allmacht in der Wasserprobe die Schuldigen entdecken wollte, welches aber gänzlich mit den Gesetzen seiner unendlichen Weisheit streitet, die er in der Regierung der Welt beobachtet.

Die Aufklärung, welche uns die Naturlehre verschafft, hat uns zwar über die schreckenvollen Zeiten der Hexenverfolgung weggesetzt; dennoch ist es nicht unmöglich, daß einfältige Leute auch jetzt sich können willig finden lassen, die unvernünftige Wasserprobe anzustellen. In dem 10ten Stücke der Stuttgardischen privilegirten Zeitung vom Jahre 1777, wird uns davon eine traurige Geschichte erzählt. Vor einigen Monathen, heißt es daselbst, war zu Narenta, einer Stadt in Dalmatien, ein Viehsterben. Der dumme Pöbel hielt es für eine Wirkung der Hexerey. Der Pfarrer war schwach genug, um diesem Gerüchte Glauben beyzumessen. Er klagte einem benachbarten Pfarrer dieß Unglück seiner Gemeine. Dieser erwiederte ihm, daß keinem Uebel leichter abzuhelfen sey, als

diesem. Wie so? fragte der Pfarrer von Narenta. Nehmt, antwortete der andere, alle Weiber, die in Verdacht der Hexerey stehen, und werft sie ins Wasser. Diejenigen, welche untergehn, sind unschuldig; und diese müsset ihr geschwind wieder herausziehen lassen. Die aber nicht untergehn, erhält der Teufel über dem Wasser, und diese züchtiget so, wie ihr es für gut befindet. Der Pfarrer war über diese Entdeckung außerordentlich froh. Er ließ auch sogleich eine Probe mit einigen alten Weibern, die kein anderes Verbrechen, als eine böse Gesichtsbildung hatten, machen, und dieselben ins Wasser werfen. Die Untergesunkenen wurden sogleich wieder herausgezogen; die aber nicht untergingen, weil sie vielleicht ein natürliches Geschick zum Schwimmen hatten, wurden vom wüthenden Pöbel mit Schlägen fast umgebracht. Schon war man im Begriffe, zu noch grausamern Executionen zu schreiten, als der General-Provedidor von Dalmatien eben zu rechter Zeit Nachricht davon erhielt. Dieser ließ sogleich einige Truppen dahin marschiren, um den abscheulichen Operationen des abergläubigen Pöbels Einhalt zu thun.

Im Jahre 1779, den 13. März trug sich in dem Dorfe Ossowo, welches in Pomerellen liegt, und dessen Einwohner größten Theils Edelleute sind, die sich vom Ackerbaue ernähren, eine ähnliche und höchst traurige Geschichte zu. Einer unter den Edelleuten daselbst, Andreas von Zabinsky, hatte dem Bauer, Mathias

Kopka, ein Gartenhaus vermiethet, wodurch beyde Familien in einen nähern Umgang kamen. Die Frau des Edelmanns bemerkte allerley kleine Unglücksfälle in ihrer Wirthschaft, seitdem die Kopka in ihrem Hause wohnte. Sie gerieth dadurch auf den Verdacht, daß jene eine Hexe sey, die sich wegen einiger vorgefallenen Zänkereyen durch Zaubern an ihr zu rächen suchte. Um diese Zeit wurde das Fräulein Agnes von Zabinsky an dem rechten Knie und Schenkel lahm, und hatte viele Schmerzen auszustehn. Ob nun gleich der Arzt versicherte, daß dieß bloß von einer gichtischen Materie herrührte; so hielt doch die Frau Mutter diesen Zufall für eine unnatürliche Krankheit, die eine Wirkung von der Zauberey der Kopka wäre. Sie erklärte darauf die unschuldige Bauersfrau nicht nur in dem ganzen Dorfe für eine offenbare Hexe, sondern sie trieb auch ihre Rache so weit, daß sie den Dorfschulzen und die Gemeine bewog, mit der unglücklichen Kopka die Wasserprobe anzustellen. Es wurden daher, zur Abhohlung der armen Frau, Andreas von Zabinsky, dessen Sohn und etliche Bauern abgeschickt. Diese schleppten die bedauernswürdige Person mit Gewalt nach einem kleinen, nahe vor dem Dorfe liegenden Teiche. Sie mußte sich daselbst bis aufs Hemde ausziehn. Die Frau von Zabinsky besprengte den Teich mit Weihwasser, und ihr Sohn band der vermeinten Hexe die Hände und Füße kreuzweise mit Stricken von Stroh zusammen. Der Schulze ließ sie hierauf auf

ein drey Ellen langes und eine Elle breites Bret setzen. An dieses Bret befestigte Franz von Zabinsky einen langen Strick, warf ihn seinem am entgegengesetzten Ufer stehenden Vater zu, und dieser zog alsdann das Bret mit der Kopka ins Wasser. Kaum war dieses geschehen, so fiel sie sogleich von dem Brete ins Wasser, die Strohseile löseten sich auf, und sie kam wieder an das Ufer. Dieser Versuch befriedigte die aufgebrachten Edelleute nicht. Sie wiederhohlten daher solchen zum zweyten Mahle, und der Erfolg davon war abermahls, daß die arme Frau wieder an das Land schwamm. Nun zweifelte man nicht mehr daran, daß sie eine Hexe sey.

Ihr Mann, der mit ihr 21 Jahre eine zufriedene Ehe geführt hatte, und sie noch immer für unschuldig hielt, glaubte ihre Unschuld auf keine andere Art erweisen zu können, als daß er die Wasserprobe nochmahls wiederhohlen ließ. In dieser Meinung lief er den versammelten Leuten nach, die sich schon auf dem Rückwege nach dem Dorfe befanden, und forderte sie sämmtlich, und besonders die Zabinskysche Familie auf, mit seiner Frau nochmahls einen Versuch zu machen, sie besser zu binden, sie mitten auf den Teich zu ziehen, und sie alsdann ins Wasser zu werfen. Dieß geschah. Man band die arme Frau mit hanfenen Stricken kreuzweise zusammen. Die beyden Zabinsky nahmen sie unter die Arme, wadeten mit ihr in den Teich, und warfen sie sodann so weit vom Ufer, als sie konnten. Ein anderer Edel-

mann stieß sie hierauf mit einem langen Stabe in die Mitte des Wassers. Allein die bedauernswürdige Frau schwamm eine lange Zeit auf dem Bauche in dem Teiche herum, bis sie endlich vermittelst eines an ihr befestigten Strickes wieder herausgezogen und losgebunden wurde. Nun hielten die anwesenden Edelleute sich für überzeugt, daß sie eine Hexe sey, und glaubten alle Arten von Grausamkeiten an ihr ausüben zu können. Fast alle, und vornehmlich die Zabinskysche Familie, schlugen sie auf eine unmenschliche Weise, und verlangten, daß sie das Fräulein Agnes entzaubern sollte. Nachdem sie dieselbe lange genug gemartert hatten, beschlossen sie sämmtlich, daß sie in das Dorf nicht wieder zurückkommen sollte.

Ob nun gleich die gemißhandelte Frau ihre Unschuld betheuerte, um Erbarmung flehete, und nur bath, sie von der Erde aufzurichten; so wurde ihr nicht nur ihre Bitte versagt, sondern ein Edelmann nahm vielmehr dadurch Gelegenheit, sie aufs neue mit einem Stocke so lange zu schlagen, bis er zersprang, und stieß sie mit dem in der Hand behaltenen Stücke, mit den Worten ins Gesicht: steh auf, Bestie, und zieh dich an!

Nun gingen die Versammelten in das Dorf zurück, und ließen die bedauernswürdige Frau ohne alle Hülfe unter freyem Himmel in der Abendkälte liegen. Endlich kamen ihre beyden Töchter, von dem Elende ihrer Mutter gerührt, hoben sie von der Erde auf, und führten sie an

ihren Armen bis an die äußersten Zäune des Dorfs, woselbst sie, wegen ihrer großen Schwachheit, liegen blieb. Gegen Abend beredeten sich die Edelleute, sie über die Grenze zu bringen. Franz von Zabinsky spannte zu dem Ende den Mistwagen seines Vaters an, legte die unschuldig gemißhandelte Frau darauf, und fuhr unter einer zahlreichen Begleitung mit ihr weg. Unter Wegs handelte er noch so unmenschlich, daß er ihr die empfindlichsten Peitschenhiebe gab, und seine Mutter schrie beständig, sie sollte die Agnes entzaubern. Als sie bereits ziemlich weit gefahren waren, zerbrach das Wagenbret, worauf sie lag, und sie fiel mit demselben auf die Erde. Sie weinte auf das bitterste, und bath um die Barmherzigkeit, sie nicht so hülflos ohne Kleider zu lassen. Allein die Anwesenden hatten mit ihr nicht das geringste Mitleid; sie waren so unbarmherzig, daß sie diese bedauernswürdige Frau, deren Leib mit Wunden und Striemen bedeckt, und vor Kälte erstarrt war, auf freyem Felde liegen ließen, und ganz fühllos nach dem Dorfe zurückgingen.

Ihr Mann, der sie, aus Furcht vor den ihm angedroheten Schlägen, verlassen hatte, und den die zum dritten Mahle angestellte Wasserprobe in der Ueberzeugung von der Unschuld seiner Frau wankend machte, wurde doch von Mitleiden und Liebe zu seiner treuen Ehegattinn so sehr gerührt, daß er hinlängliche Kleider zu sich nahm, und dem übrigen Haufen nachging. Dieser war schon auf dem Rückwege.

Er vermied solchen, und fand bald darauf seine unglückliche Frau auf dem Wege sprachlos liegen. Sie röchelte nur noch, und aus der Nase und dem Munde floß häufiges Blut. Alle Mühe, die er sich gab, sie aufzurichten und anzukleiden, war vergebens; sie rang bereits mit dem Tode. Er bedeckte sie mit Kleidern, und ging in einer Art von Verzweiflung nach Hause zurück. Als er etwa anderthalb Stunden nachher wieder kam, fand er sie todt.

Auf diese so unbarmherzige und grausame Art mußte die bedauernswürdige Frau, die, nach Aussage aller abgehörten Zeugen, jederzeit stille und ehrbar gelebt hatte, und durch die dumme Boßheit der Zabinskischen Familie in den Verdacht der Hexerey gekommen war, ihr Leben beschließen, nachdem sie unmenschlich war gemißhandelt worden, und die größten Martern ausgestanden hatte.

Ihr hinterlassener Mann war vor Schrecken außer sich. Er lief zum Pfarrer zu Wiele, um ihm den Vorfall anzuzeigen, und bey ihm Beruhigung und Trost zu suchen. Dieser gab dem Landvoigteygerichte zu Konitz davon Nachricht, welches sogleich die Verbrecher der Untersuchung unterwarf.

44.

Die ewige Trauer.

In Schottland verlor ein Mädchen von 18 Jahren am Hochzeittage ihren Geliebten durch

einen plötzlichen Tod. Die Unglückliche begleitete seine Leiche mit dem übrigen Gefolge zu der Grabstätte, und hat sie seitdem nie wieder verlassen. Sie hat sich mit eigenen Händen eine kleine Hütte von Reisern darauf erbaut; in dieser sitzt sie nun schon seit einigen 30 Jahren, mit dem einen Fuß auf dem Grabsteine ihres Geliebten, auf dessen ruhende Gebeine sie ohne Unterlaß hinstarrt. Sie ist ein großes Frauenzimmer mit langen Haaren und einer weißen feinen Haut. Die Bewohner des benachbarten Dorfes L... bringen ihr täglich eine Schüssel Graupen, die gewöhnliche Speise in diesem Lande. Besucht sie jemand, so sagt sie weiter nichts, als das Wort: Boby (eine kleine Münze). Gibt man ihr dieses Almosen, so legt sie es bey Seite, um sich, wenn es nöthig ist, etwas Kleidung dafür zu schaffen. Ihre Hütte ist zwey Drittheile des Jahrs mit Schnee bedeckt, weil sie in einer rauhen Gegend wohnt, und die arme Boby — dieß ist ihr Beynahme — hat nie Feuer, und doch klagt sie nie über Kälte. Sie antwortet nicht, wenn man sie nach ihrem Schicksale fragt, sondern zeigt schweigend auf den Grabstein, der die Asche ihres Geliebten deckt.

45.

Merkwürdige Phänomene des Meeres und des Himmels in den nördlichen Polargegenden.

Die vom Meere zerschnittenen Länder der Britten; die darüber gegen Norden, zahlreichen Ruinen gleich, liegenden Orkneys- und Schottlands-Inseln; die noch höher hinauf einzeln hervorragenden zerfetzten Felsen der Feroe-Inseln; endlich das gleich ihnen sichtbar durch das Feuer geformte Island, bilden diese zusammen genommen nicht gleichsam einen von Lava und Basalt gepflasterten Riesenweg von Europa zu dem, Island so nahe gelegenen, Grönland? Also einen unzubezweifelten Uebergang von der nördlichen alten Welt zu dem Arktischen Amerika, und erinnern zugleich den ruhigen Beobachter des Ganzen an Platos versunkene Atlantis?

Diese durch die zerstörende Macht der beyden einander bekämpfenden Elemente gebildete Straße hat auf der ganzen Oberfläche unserer Erde nicht ihres Gleichen. Sie ist eben so merkwürdig wegen ihrer Natur und ihrer Producte, als wegen der Gegenden, zu denen sie führt. Sie knüpft die eine Halbkugel an die andere; sie bringt uns zugleich in eine neue, an großen schaudererregenden Scenen reiche Welt, in die Polarwelt.

Wenn der Grönlandsfahrer auf die Wallfische und Seehunde Jagd macht, so fühlt er

selbst im Sommer auf einem meilenweiten Abstande die Vorzeichen des Polareises. Während daß ansehnliche Eismassen von den Strömungen oft über den sechzigsten Grad schnell fortgerissen, mit bläulichem Glanze sich um die Schiffe lagern, spielt in den höheren Breiten ein weißer heller Schimmer in großer Weite am Horizont herauf. Es ist der Abglanz ungeheurer Eisfelder. Die Schiffer nennen dieses schöne Schauspiel das Blinken des Eises.

Bey weiterem Annähern sieht man, nach Cranz, L. Mulgrave und andern, meilenlange Eisfelder vor sich.

In den, den Russischen nördlichen Küsten gegenüber gelegenen Eisfeldern fand man, selbst von einer großen Höhe herab, kein Ende. Ein kühner Russischer Schiffer, Marcof, machte in der Mitte des Mays 1715 nebst neun andern seiner Landsleute auf Schlitten, von Hunden gezogen, eine Reise von der Mündung der Lana aus, unter dem 71sten Breitengrade, weiter gegen Norden. Er erreichte in Einem Tage selbst den 78sten Grad der Breite; aber nun hemmten an einander hangende Eisfelder sein weiteres Vordringen. Mit vieler Mühe erklimmte er einen der höchsten Eisberge, und sein Auge sah nach jeder Richtung nur ein unermeßliches Continent von Eise. Er war gezwungen zurückzukehren; mehrere seiner Hunde starben vor Hunger, und dienten ihren Gespielen zur Nahrung.

Ein solches festes Land von an einander hangendem Eise both sich gleichfalls den Weltumseglern Cook und Clerk dar (1778), als sie es versuchten, durch die Behrings-Straße weiter gegen Norden vorzudringen, und das Cap Czutzkense zu umsegeln.

Wenn man weiß, daß in frühern Zeiten die Russen zuweilen von den Mündungen der Lena aus jenes Vorgebirge umsegelten, und glücklich in Kamtschatka anlangten, könnte man sich dann nicht leicht für Buffons Erkalten, allmähliges Erfrieren und Veralten unsers Erdballs einnehmen lassen?

Diese Eiscontinente zerreissen indeß oftmahls mit erschrecklichem Krachen. Man kann diese Erschütterung mit Recht das Eisbeben nennen; ein Ausdruck, der bey ähnlichen Fällen der Schweizer-Gletscher gebraucht wird. Eisschollen von ganzen Quadratmeilen treiben alsdann vom Nordpole tiefer gegen Süden hinab, und bilden durch neues Zersplittern bald größere, bald kleinere Eisfelder.

„Unweit des Randes des stehenden Eisfeldes," sagt Lord Mulgrave, der es sich besonders angelegen seyn ließ, auf seiner Fahrt gegen den Nordpol das Meereis zu studiren, „sah man die See hohe Wehen wälzen; so oft wir aber zwischen das Treibeis selbst hindrangen, war das Wasser jedes Mahl still und glatt. Die einzeln schwimmenden Eisfelder und Schollen so wohl, als die innern Theile des feststehenden Eises waren platt und niedrig. Stieß

der Wind aber auf das Eis, dann wurden die lostreibenden Stücke auf einander gehäuft. Oft fanden wir ein einzelnes Eisfeld, einige Quadratmeilen (Acres) groß, zwischen zwey andern noch größern in die Höhe gehoben, und mit ihnen zu einem einzigen Stücke verwachsen. Auf diese Weise haben wir mehrere Stücke (oder Felder) sich an einander häufen und ein einziges bilden sehen, bis endlich ganze Bayen damit angefüllt wurden."

Jetzt denke man die Gefahr, zwischen solchen Eismassen eingeschlossen zu seyn! So wurde im Jahre 1742 ein Holländisches Schiff davon zerquetscht, und kaum blieb der Mannschaft Zeit zur Rettung übrig. Noch näher liegt uns aber folgendes glückliche Beyspiel. Lord Mulgraves Entdeckungsschiffe, das Racehorse und die Carcasse, wurden zu Anfange des Augusts 1773 unweit der sieben Inseln bey Spitzbergen, auf 80° 37′ nördlicher Breite, vom Eise eingeschlossen. Um dem gänzlichen Verderben zu entgehen, fand der Admiral, nach gehaltenem Schiffsrathe, sich genöthigt, die Schiffe selbst dem Eise Preis zu geben. Er ließ nun die großen Böte auf das Eisfeld aussetzen, und sie mit Proviant beladen. Die Matrosen spannten sich gleich Zugthieren davor, und zogen sie einige Meilen auf dem Eise gegen das offene Fahrwasser hin.

In den ersten Tagen kehrten die Engländer an jedem Abende zu den Schiffen zurück; bald aber nahm die Entfernung der Böte zu, und

und mit ihr fing die Hoffnung des Wiedersehens ihrer geliebten Wohnungen an zu schwinden, als plötzlich ein rascher Ostwind die großen Eismassen und mit ihnen die Schiffe in Bewegung setzte. Unaussprechliche Freude, als sie die Schiffe nach einem in diesen Gegenden häufigen Morgennebel plötzlich weit über die Böte hinaus im offenen eisfreyen Meere sahen, und so den Weg zur Heimfahrt offen fanden.

Eine zweyte Art des Eises wird in kolossalisch erhobenen Massen in diesen Meeren den Schiffen furchtbar.

Einzelne hohe gebirgähnliche Eisblöcke von festerer Textur, als jenes weiße Eis der Eisfelder, gewähren durch ihre blauen und grünen Farben dem Auge ein majestätisches Schauspiel. Im Hudsons Meerbusen, sagt Ellis, finden sie sich jederzeit; oft sind sie fünf bis sechs hundert Ellen dick. Die verschiedene Dichtigkeit senket sie bald tiefer, bald minder tief in das Meer. Angenommen, daß nur ein Zehntel dieser Eismassen außerhalb des Wassers hervorrage, so berechnet Forster, daß der ganze Inhalt eines solchen schwimmenden Eisgebirges zusammen gegen 7000 Millionen Cubikfuß enthalten habe. „Die ungeheuren Eismassen,“ fährt dieser Weltumsegler fort, „machen einen unbeschreiblichen Eindruck auf den Seefahrer. Das Große dieses Anblicks übertrifft alle Erwartung. Wir zählten vom Mastkorbe 186 große Eismassen. Zwischen den unabsehbaren Flächen festen Eises standen ungeheure Eisinseln.

Diese zeigen sich wie Gebirge, bald wie Thürme, Kirchen oder andere große Gebäude, ja wie ganze Städte."

Oftmahls erreichen solche treibende Eismassen den Grund; und bilden dauernde Eisfelsen im Meere. So stehen in Diskobay, am westlichen Grönlande, zwey davon unter den Benennungen der Städte Harlem und Amsterdam, und trotzen seit vielen Jahren der dort nicht untergehenden Sommersonne.

Werden aber diese Eisfelsen durch Strömung oder Sturm zerstückelt, dann zeigen sie gigantische furchtbare Scenen. Zwey solcher Eismassen gegen einander getrieben, zertrümmern alles, was sich zwischen ihnen findet. Mit unglaublichem Krachen, nach Olaffen, treiben die Grönländischen Eisgebirge, vom Westwinde und den Strömen gejagt, oftmahls gegen einander. Die großen Balken des vielartigen Treibholzes, welche sich dann gerade dazwischen befinden, werden zermalmt, und gerathen hierbey in Brand. Alsdann sieht man ein neues bewundernswerthes Schauspiel. Flammen und Rauch steigen aus diesen Eisgefilden empor, das Meer gebiert gleichsam Vulkane; daher vormahls die Sage vom Brennen des Eises. Wallfische werden zerschmettert, bedeutende Felsenstücke der Küsten, ja kleine Inseln finden sich durch den ungeheuern Kampf dieser Eisberge gegen einander, mit fortgerissen.

Diese Eismassen setzen sich oftmahls an Islands Küsten fest, und der Nahme Island

(Eisland) ist nach diesem Reisenden dieser Insel dadurch zuerst zugetheilt worden. Stets bringen sie aber Kälte, Hunger und Elend.

Auch das Treibholz ist ein sehr merkwürdiges, den Polarländern höchst wohlthätiges Phänomen. Es besteht aus echten Tannen, Rothtannen, großen Birken; aber auch aus Holzarten, die dem Fernambuck, dem Brasilienholze und andern Hölzern der neuen Welt ähnlich sind. Durch die Gewalt der großen Flüsse von Amerika und Asien, durch Ueberschwemmungen und Orkane dort losgerissen, führt die Natur jenen großen an Holze dürftigen Weltgegenden reiche Ladungen davon zu. Der Isländer bauet aus diesen Balken seine Wohnungen und seine Schiffe, er treibt damit einen bedeutenden Handel, er zimmert davon seine Geräthe, und genießt dadurch einen kleinen Ersatz der Wärme, die ihm seine Wintersonne versagt.

Endlich führt dieses Eis den armen Nordländern noch Wallfische, Seehunde und mehrere Arten eßbarer Seefische, besonders Schollen zu. Und wenn auch der gleichfalls mit den Eisschollen dorthin verschlagene weiße Bär zu Zeiten den Einwohnern einigen Schaden zufügt, so wird dennoch dieser geringe Schaden unendlich von jenen Vortheilen überwogen. Auf diese Art erzielt die mütterlich sorgende Natur selbst in der Zerstörung die Quelle der Erhaltung.

Das Meer ist aber in diesen hohen Gegenden im Sommer voll gefährlicher Orkane. In den Monathen May, Junius und Julius sinkt die

Sonne nicht mehr unter den Horizont. Dieser dauernde Tag vermehrt sicher die Ausdünstungen der Gewässer; und da, den Beobachtungen vorzüglicher Naturforscher zufolge, die Ausdünstung des Eises größer ist, als die einer gleichen Menge Wassers, so gebiert dieses wirksame Aufheben des Gleichgewichts der Luft furchtbare Stürme.

Dagegen verbirgt sich dort denn freylich in den Wintermonathen das Tageslicht Monathe lang unter den Horizont. Dem Bewohner der hohen Polarregionen wird aber dafür die Erde längere Zeit wohnbar durch die den Erdball gleich einer Schale umgebende Luft. Die unserer Atmosphäre eigene Strahlenbrechung zeigt hier einen trefflichen Nebenzweck des großen Baumeisters. Sie erhöhet das Bild der Sonne um mehrere Grade. Man denke sich den bedeutenden Werth dieser Anordnung für den Bewohner jener traurigen Weltgegenden deutlich nach dem Berichte des unglücklichen Heemskerks. Dieser kühne Holländer sah sich nebst seiner Schiffsgesellschaft (1597) gezwungen, auf dem östlichen Ende von Neu-Zembla, fast unter dem 76sten Breitengrade zu überwintern. Nach tausendfachem Elende, das durch die Kälte, durch die weißen Bären und durch den Mangel verursacht wurde, nach dem Verluste vieler Menschen, fanden sie sich nun seit mehreren Wochen von der Sonne verlassen. Von steter Nacht und Schneegestöber umgeben, nahmen sie zu ihrer Freude wahr, daß eine von

ihnen auf dem Schnee fortgerollte Kugel sichtbar wurde; auch zeigte sich ein Schimmer, der dem Morgenroth ähnlich war. Wie wurde diese Freude erhöhet, als sie zehn Tage darauf gegen alle Erwartung einen Theil der Sonnenscheibe über dem Horizonte erblickten. Wetten wurden angestellt, daß dieß nur ein Meteor gewesen sey, da Barentz, des Piloten, Rechnungen dieser frühen Erscheinung durchaus widersprachen. Der folgende neblige Tag schien ihre Hoffnung schon vereitelt zu haben, als am dritten Morgen das wohlthätige Gestirn ganz über dem Horizonte erschien.

Damahls mußte aber diese Erscheinung unbegreiflich scheinen. Es war einem Monarchen im Norden aufbehalten, zuerst richtige Beobachtungen darüber anzustellen. König Carl XI. von Schweden und seine beyden Astronomen gaben hierüber 1694 in Tornea Aufschlüsse, welche durch die Fortschritte der Natur- und Größenlehre völlig ihre Bekräftigung erhielten.

Für diese lang dauernde Nacht entschädigt die Natur die Polarländer durch den ununterbrochenen Tag der Sommermonathe. Bereits im May geht die Sonne jenseits des 64sten Grades der Breite nicht mehr unter. Hearne konnte auf seiner berühmten Reise von der Hudsonsbay zum Eismeere in diesem Monathe zu Mitternacht fast völlig wie am hellen Tage in den weiten Ebenen des nordwestlichen Amerikas auf die Jagd gehen. Indeß ist selbst im

Anfange des Junius die Wirkung der Sonne äußerst schwach, nur im Julius und August hat sie, durch die Länge ihres anhaltenden Verweilens über dem Horizont, die Kraft erhalten, den gefrornen Boden aufzuthauen, und die dortigen Vegetabilien auf das schnellste hervorkeimen und reifen zu lassen. Sie erhält dann einen solchen Grad von Hitze, der sogar das Pech der Schiffe flüssig macht. Die Wärme gewährt einen wichtigen Vortheil für die größere Nutzbarkeit und Bewohnbarkeit der Erde; und dieß wird durch die Schiefe der Ekliptik bewerkstelliget.

Diese Sonne der Mitternacht, wovon uns Skiöldebrand eine schöne Zeichnung geliefert hat, ist allerdings ein merkwürdiges Schauspiel für den Fremden. Sie gleicht indeß nur dem Monde. Sie ist, sagt Lord Mulgrave, ohne Glanz; man kann sie mit bloßen Augen ohne Nachtheil betrachten. Dabey fallen in den sehr hohen Breiten die Nebel so häufig, daß man aus dem hellesten Sonnenscheine in einem Augenblicke in so große Dunkelheit versetzt wird, die es kaum erlaubt, von einem Ende des Schiffes zum andern zu sehen.

Der dort stets mit gefrornen Wassertheilchen, mit Eistheilchen, beladene Dunstkreis zeigt dann noch andere sonderbare Schauspiele. Die untergehende Sonne zieht sehr häufig einen dem Zodiakal-Lichte gleichen Lichtkegel nach sich, und die Brechung in diesen stets in der Atmo-

sphäre schwimmenden Eisnadeln erzeugt mehrere Nebensonnen; oftmahls sieht man ihrer sechs.

Jenen ewigen Nächten der Eisländer wußte indeß die allgütige Natur Vieles von ihrer Widrigkeit zu benehmen. Sie schmückte sie mit den Schönheiten des Nordlichts aus. Dieses prächtige Meteor verändert dort, wie uns Kerguelen, Ellis, Gmelin und andere Beobachter berichten, die Nacht gleichsam in hellen Tag. „Ich las dabey," sagt ersterer, „in einem Briefe, wie am Mittage. Zuerst nahm eine lichte Wolke bogenförmig die Hälfte des Firmaments ein. Aus ihr gingen eilf senkrechte Lichtsäulen, wechselweise roth und weiß, bis zum Horizonte herab. Um Mitternacht verwandelte sich der obere Theil dieser Säulen in feuerfarbige Garben; aus ihrer Mitte schoßen Pfeile hervor, wie Raketen. Nach Mitternacht erwuchsen hieraus Säulen, welche mit dem wunderbaresten Ebenmaße geordnet waren, in ein glänzendes Gemisch von Kegeln, Pyramiden, Strahlen, Garben und Feuerkugeln. Unvermerkt erlosch dieses himmlische Feuer, aber die Nacht blieb helle, bis gegen den Tag. Dieses prachtvolle Schauspiel ertheilt aber selbst den Sternen einen Theil seiner Schönheit. Sie funkeln durch die wallenden Strahlen desselben mit größerem Glanze; und oft scheint der ganze Himmel gleichsam in Feuer zu stehen."

Mehrmahl wird dieses Meteor dem Gehöre gleichfalls bemerkbar. Zimmermann hat in den kalten Nächten am Bothnischen Meerbusen ein deutliches Zischen und gelindes Sausen aus den Wogen des Nordlichts vernommen. Gmelins Nachrichten vom Nordlichte Sibiriens erheben dieses bis zu einem dem Zuschauer furchtbaren Geräusche. „Nichts prächtigeres," sagt er, „kann man mahlen, als jene Lichtströme, welche sich mit unglaublicher Schnelligkeit über den ganzen Himmel verbreiten, und ihn gleichsam mit einer Decke von Rubinen und Sapphieren bekleiden. Allein man sieht dieses herrliche Schauspiel zum ersten Mahle auch nicht ohne Entsetzen; denn diese durchsichtige ungeheure Erleuchtung ist nach dem Zeugnisse vieler gültigen Personen mit einem heftigen Zischen, Platzen und Rollen verbunden; es scheint, als hörte man das wiederhohlte Knallen des größten Feuerwerks. Die Jäger, welche am Eismeere die weißen und blauen Füchse jagen, werden oftmahls von diesen Nordlichtern überfallen, und ihre Hunde erschrecken alsdann so sehr, daß sie sich auf die Erde niederlegen, und es nicht möglich ist, sie von der Stelle zu bringen, bis dieses Getöse beendigt ist."

Auch bezeugt Hearne in seiner Reise zu den Indianern am Athapuscow-See im nordwestlichen Amerika ein Gleiches. Hierbey ist es dann sehr merkwürdig, daß diese rohen Menschen den Ursprung dieses Meteors einiger

Maßen ahnen. Sie nennen das Nordlicht Edthin, d. i. Hirsch (Cerous Virginianus), welcher sich in diesen Gegenden häufig findet. Sie glauben, daß die Gegenden der Atmosphäre, wo sich das Nordlicht zeigt, mit einer großen Menge Hirschen angefüllt sind, weil sie aus Erfahrung wissen, daß das Fell oder Haar dieser Thiere, im Finstern (in der Nacht) gerieben, ein ähnliches elektrisches Phänomen hervorbringt.

Dieß sind die vorzüglichsten großen Phänomene des Meeres und des Himmels jener Polargegenden, deren Größe und Schönheit fast jederzeit mit Schrecken verschwistert sind.

46.

Die Gauderios.

Die Gauderios sind eine Art Landstreicher zu Montevideo, in der Spanischen Provinz Buenos = Ayres in Südamerika. Diese Menschen leben eben so, wie unsere Zigeuner, nur mit dem Unterschiede, daß sie dem Stehlen nicht so ergeben sind. Sie sind aus Montevideo oder den benachbarten Gegenden gebürtig. Ihr Anzug ist sehr armselig, denn er besteht gewöhnlich nur aus einem groben Hemde, und einem noch schlechtern Oberrocke. Diese Gewänder und einiges Pferdegeschirr, vertreten ihnen auch die Stelle der Betten; ein Sattel ist ihr Kopfküssen. Sie ziehen

mit einer kleiner Art Guitarren umher, zu deren Tönen sie Balladen absingen, die sie entweder selbst verfertigen, oder einer von dem andern lernen, und deren Gegenstand fast immer die Liebe ist. Auf diese Weise durchstreifen sie das ganze Land, und belustigen die Landleute, die ihnen Lebensmittel, so lange sie bey ihnen bleiben, und auch wohl Pferde geben, wenn sie dieselben nöthig haben. Diese Freygebigkeit ist nicht so groß, als man glauben könnte; denn die Pferde haben in diesem Lande nur einen geringen Werth. Große Heerden derselben laufen wild in den unermeßlichen Ebenen umher, und gehören gleichsam jedem, der sich die Mühe nehmen will, sie zu fangen.

Die Gauderios streifen gewöhnlich in Trupps von vier und mehreren Personen umher. Nahrungssorgen kennen diese Leute nicht. Wenn sie eine Reise antreten wollen, so versehen sie sich mit nichts, als mit einem Stricke, einigen Bällen, die sie an die Enden der Stricke befestigen, und mit einem Messer. Verspüren sie Hunger, so bemühen sie sich einige der wild umher laufenden jungen Kühe oder Ochsen in ihren Schlingen zu fangen. Sie werfen das gefangene Thier nieder, binden ihm die Beine zusammen, und schneiden ihm dann, oft noch ehe es todt ist, das Fleisch sammt der Haut von den Knochen, machen einige Einschnitte in dasselbe, und bringen es, auf diese Art zubereitet, an das Feuer. Ist es halb ge-

röstet, so verschlingen sie es ohne allen Zusatz, außer mit etwas Salz, wenn sie gerade einiges bey sich führen. Oft tödten sie eine Kuh, bloß um das Fleisch zwischen den Rippen und der Haut zu bekommen, oft, um die Zunge des Thieres habhaft zu werden, die sie in glühender Asche zu braten pflegen. Die Ueberbleibsel des geschlachteten Viehes bleiben auf den Feldern liegen, und werden ein Raub fleischfressender Thiere.

Andere dieser Gauderios sind noch leichter zu sättigen, denn sie nehmen nichts als das Mark der Knochen zu ihrer Nahrung; sie schneiden nähmlich alles Fleisch von den Knochen, und halten ihn so lange über das Feuer, bis das Mark weich und flüssig wird.

Zuweilen bedienen sie sich folgender sonderbaren Art zu kochen: sie schlachten eine Kuh, nehmen die Eingeweide aus, und sammeln alle Fettklumpen ein, die sie in die Bauch- und Brusthöhle des todten Thieres niederlegen. Hierauf zünden sie einigen getrockneten Kuhmist an, bringen denselben zum Talge, damit es brenne und in das Fleisch und die Knochen eindringe. Um dieses zu bewirken, verschließen sie den ausgenommenen Körper des Thieres so genau, daß der Rauch seinen Ausweg durch das Maul und durch eine in dem Unterleibe angebrachte Oeffnung nehmen muß. Auf diese Weise braten sie eine Kuh wohl eine ganze Nacht hindurch, oder einen großen Theil des Tages, setzen sich alsdann um den großen Braten her, und jeder

schneidet sich ein Stück ab, das ihm am besten gefällt, und verschlingt es ohne Brot und Salz. Was nicht verzehrt wird, bleibt auf dem Felde liegen, es sey denn, daß irgend jemand eine Portion dieses Lieblingsgerichtes einem Freunde überbringen wollte.

47.

Hochzeitgebräuche auf Java.

Schouten gibt uns von den Hochzeitgebräuchen auf Java folgende Nachricht, welche schon darum hier eine Erwähnung verdient, weil Verschiedenes dabey mit unsern christlichen Heirathsfeyerlichkeiten übereinstimmt.

Vierzehn Tage vor der Hochzeit, reicher Javaner, geht jeden Abend eine feyerliche Prozession durch die Hauptgassen der Stadt. Sie wird von Fackelträgern, Tänzern und Musikern eröffnet, welchen dann zwey Mohrische Priester folgen. Hierauf kommt der Bräutigam auf einem prächtig ausstaffirten Persischen Pferde, das von zwey Javanern geführt wird. Andere halten einen großen mit seidenen Fransen besetzten Sonnenschirm über ihn, und noch andere besprengen ihn mit wohlriechendem Wasser durch darein getauchte Schnupftücher. Eine große Anzahl junger Leute beschließen den Zug.

Beym letzten dieser feyerlichen Umgänge steigt endlich der Bräutigam vor dem Hause der

der Braut ab, um unter Musik in einem für ihn und die Gäste aufgeschlagenen Zelte ein reichlich angerichtetes Mahl zu halten. So bald dieß beendiget ist, wird den Anwesenden angekündigt, daß jetzt die Vermählung vor sich gehen werde.

Der Bräutigam ist im feinsten, weißen baumwollenen Zeuge gekleidet, sein Turban aber mit weißen Blumen und dünnem Golde geziert. Lange seidene Bänder flattern vom Kopfe bis zu den Beinen hinab. Den Hals ziert eine goldene Kette, die Ohren und die Finger goldene Ringe, und den Leib mehrere seidene Scherpen. Zwey Sclaven hielten nun einen Vorhang empor, welcher ihn und die Paranymphen völlig bedeckte, und hierauf wurde die Braut auf den Armen ihres Vaters in das Zelt getragen.

Dieses fünfzehnjährige Mädchen war wie in Windeln gewickelt, und das Gesicht völlig verhüllt. Indeß konnte man dennoch bemerken, daß sie heftig weinte. Jetzt trug der Vater die Braut vor den Vorhang, welcher den Bräutigam verbarg. Zwey Priester verrichteten ein Gebeth, und fragten sodann den Bräutigam laut, ob er gesonnen sey, diese Jungfer zu heirathen. Nachdem dieses von seiner Seite bejahet war, ließen sie eben dieselbe Frage an die Braut ergehen. War es Verstellung, oder war das feste Binden daran Schuld, genug, sie sank unter heftigem Schluchzen in Ohnmacht. Man fand sich genöthigt, ihr Luft zu machen, und

hierbey hatte Schouten Gelegenheit zu sehen, daß bey ihr die Nase, die Ohren und alle Finger mit Ringen geziert waren, und der Kopf, so wie bey dem Bräutigame, mit dünnen Goldblechen, und weißen Blumen geschmückt war; die Farbe des Gesichts selbst schien schwärzlich. Die nach ihrem Erhohlen ihr von den Priestern abermahls vorgelegte Frage beantwortete sie nur mit einem schwachen Ja.

Gleich darauf erfolgte ein allgemeiner Zuruf; und die Mädchen stimmten zum Glückwunsche einige nicht unharmonische Lieder an. Nun ließ man den Vorhang nieder, und der Bräutigam warf die Braut mit einer weißen Blume. Hierauf wurde der Vorhang von neuem empor gehalten, und der Gesang begann abermahls. Dieses Sichtbarwerden des Bräutigams, so wie das Werfen mit der Blume und das Singen wurde vier Mahl wiederhohlt. Auf gleiche Art warf nun die Braut den Bräutigam mit weißen Blumen. Sodann wechselten Braut und Bräutigam, wie bey unsern Trauungen, die Ringe. Auch hierbey wurde der Vorhang bald niedergelassen, bald erhoben, und der Gesang wiederhohlt. Der Bräutigam hing sodann der Braut einen Kranz von weißen Blumen um den Hals, und auch dieses wurde von ihr erwiedert. Jetzt that man den Vorhang gänzlich hinweg, der Bräutigam setzte sich, und nahm die Braut aus den Armen ihres Vaters in die seinigen. Man reichte ihm einen Becher mit Milch, und wechselseitig tranken sie vier Mahl davon; wobey je-

der von ihnen jedes Mahl dazwischen den Mund mit Wasser spülete.

Endlich lief der Bräutigam eilig mit seiner Geliebten in den Armen aus dem Zelte, schwang sich mit Hülfe der Paranymphen mit ihr aufs Pferd, eilte seiner Wohnung zu, und trug sie selbst hinein. Die Brautführer ritten dann, als wollten sie ihm die Braut abjagen, zwar bis an die Wohnung, allein da er ihnen schon zuvor gekommen war, so kehrten sie ruhig zurück; und hiermit beschloß sich das Fest.

